



Mein Neustettiner Land

Ausgabe 2 · Dezember 2015

Schneezauber
in pommerschen
Wäldern rund
um Neustettin.



Frühling am
Remelowsee
Noch schwimmen
Eisschollen auf
dem Wasser.



Dr. Siegfried Raddatz ist tot

Am 5. November 2015 verstarb in Köln der Vorsitzende des Neustettiner Kreisverbandes e. V., (NKV) und des Heimatkreisausschusses (HKA), Herr Dr. Siegfried Raddatz nach einer schweren Krankheit.

Dr. Siegfried Raddatz wurde am 31. August 1939 in Neustettin geboren. Seine Kindheit verbrachte er auf dem Bauernhof seiner Großeltern in Trockenglinke im Kreis Neustettin. Nach der Vertreibung fanden er und seine Mutter, sein Vater war aus dem Krieg nicht zurückgekehrt, eine neue Heimat im Rheinland, bei Bonn.

Siegfried Raddatz machte sein Abitur und studierte Chemie. Er fand Arbeit bei den Bayer-Werken in Leverkusen in seinem Beruf. Zuletzt war er für Bayer bis zu seinem Eintritt in den Ruhestand in der Forschungsabteilung in Wuppertal tätig. 1998 erkrankte er erstmals an einer schweren

Krankheit. Er wurde jedoch geheilt. 2014 trat diese Krankheit erneut auf und es sah zunächst so aus, als wenn er sie auch diesmal besiegt hätte. Anfang September 2014 erkrankte er erneut schwer und unheilbar. Nach seiner ersten Krankheit bekam er Kontakt zum Heimatkreis Neustettin, in welchem er sich fortan engagierte. Er wurde und war bis zu seinem Tode Vorsitzender des Heimatkreisausschusses. Bei dem Treffen im September 2015 in Eutin wurde er einstimmig in den Vorstand wiedergewählt.

Ihm wurden bei dieser Veranstaltung auch die Ehrennadel in Gold und eine Urkunde für seine Arbeit und seine Verdienste für die pommersche Heimat verliehen. Wegen seiner Erkrankung konnte er die Ehrung jedoch nicht persönlich in Empfang nehmen.

Auch ließ er den NKV e.V., der durch die Krankheit und den Tod von Ulrich Schreiber auf dem Nullpunkt stand, wieder aufleben. Auch hier wurde und war er bis zu seinem Tode Vorsitzender.

2008 wurde auf seine Initiative hin im Park am Streitzigsee in Neustettin ein Gedenkstein für die alten und neuen Neustettiner errichtet. Auf Grund der guten Beziehung zum Bürgermeister der Stadt Neustettin erhielt dieser Gedenkstein einen Platz an hervorragender Stelle im Park am Streitzigsee. Hier sei nochmals erwähnt, dass durch das Engagement von Siegfried Raddatz die früheren Neustettiner in ihrer alten Heimat akzeptiert und freundlich aufgenommen werden.

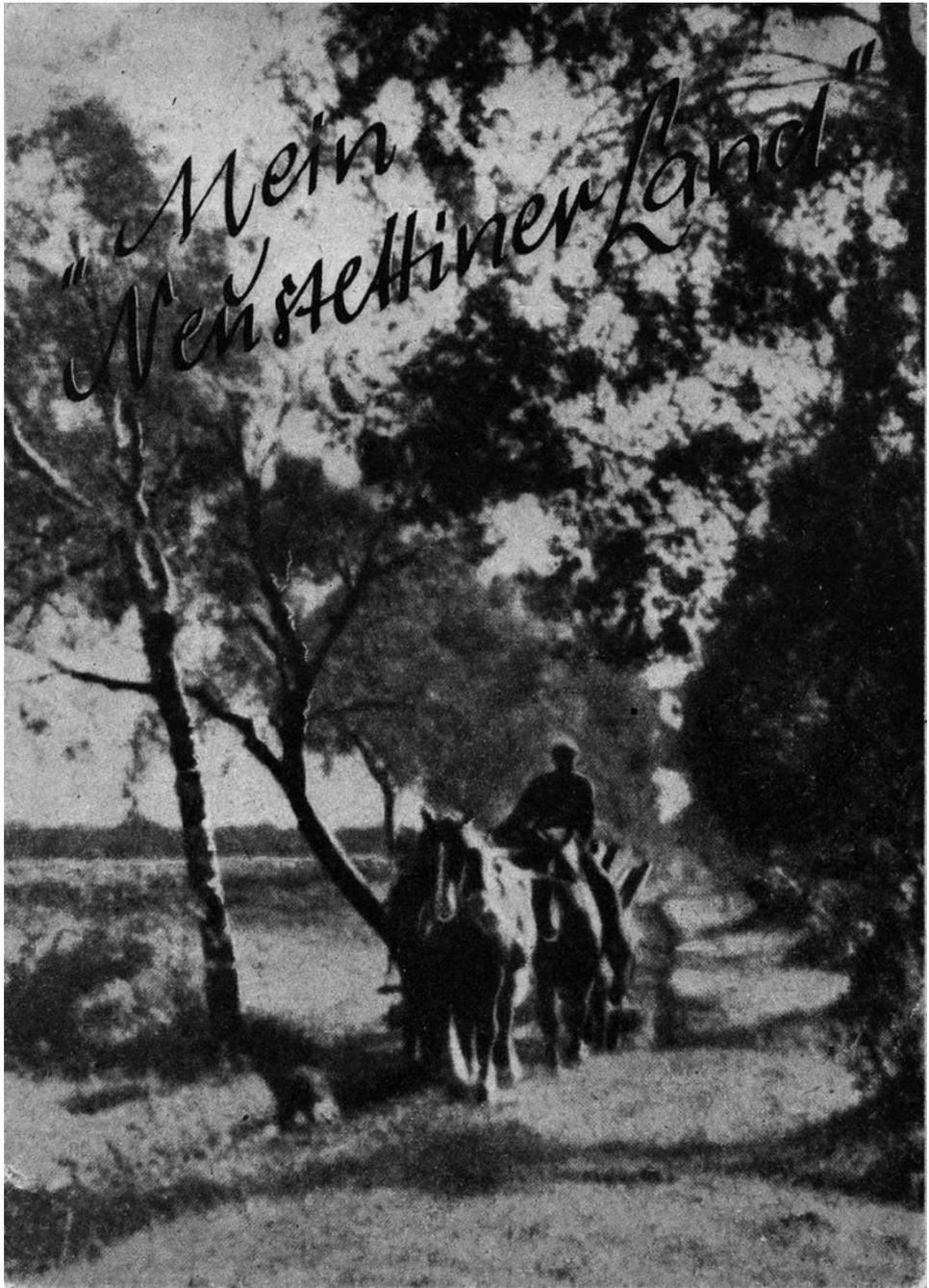
Es sei auch noch darauf hingewiesen, dass Siegfried Raddatz auch regen Kontakt zu mehreren Ortsgruppen aus dem Kreis Neustettin pflegte.

Am 14. November 2015 haben wir Siegfried Raddatz in einer Trauerfeier in Köln verabschiedet. Vorsitzender Dr. Ortwin Leitzke von der Bezirksgruppe der PLM Köln hob auch nochmals seine Verdienste für seine pommersche Heimat hervor.

Zeitgleich fanden in Neustettin und in Berlin Trauerfeiern statt. Auf seinen Wunsch wird seine Urne in Pommern im engsten Familienkreis beigesetzt. Sein Engagement für seine Neustettiner und pommersche Heimat macht ihn unvergessen. Wir verneigen uns vor ihm.

Unser Mitgefühl gilt seiner Familie.

*Für den HKA und NKV e.V. Neustettin
(Willi Dehn)*



Kalender-Titel für das Jahr 1948

Liebe Landsleute!

Mit großen Schritten nähert sich wieder einmal ein ereignisreiches Jahr seinem Ende.

Höhepunkt war für uns das Heimat- und Patenschaftstreffen in Eutin mit ca. 80 Besuchern vom 25. bis 27. September. Damit war es etwa so besucht wie vor zwei Jahren. Damals wurde die

Befürchtung laut, dass das nächste Treffen im Jahr 2015 weitaus weniger Besucher zählen und eventuell das letzte Mal stattfinden wird. Dies ist glücklicherweise nicht eingetreten.

Das Treffen begann mit der Kranzniederlegung und Totenehrung an unserem Gedenkstein,



Anmeldungen, Abmeldungen, Adressenänderungen
bitte an Frau Bärbel Jonas, Tel. 0 41 81- 20 39 116
oder E-Mail: mein-neustettiner-land@web.de

Sehr verehrte Leserin, sehr geehrter Leser!

Bitte informieren Sie uns über eine Adressenänderung. Beim letzten Heft gab es zahlreiche Rückläufe. Helfen Sie uns bitte dabei, die Kosten niedrig zu halten. Herzlichen Dank!

den die Familie Schreiber 1985 gestiftet hat.

Der große Saal des Brauhauses war bereits zur Wahl des neuen Heimatkreisausschusses am Sonnabend Vormittag gut gefüllt. Am Nachmittag nahm die Veranstaltung im Seminarraum der Landesbibliothek ihren Fortgang. Offizielle Gäste waren die Sprecherin der Pommerschen Landsmannschaft, Frau Margrit Schlegel, die stellvertretende Kreispräsidentin des Kreises Ostholstein, Frau Bärbel Seehusen sowie der Bürgermeister von Eutin Herr Klaus-Dieter Schulz. Sie überbrachten Grußadressen und bekräftigten die seit 1956 bestehende Patenschaft.

Petrus meinte es auch wieder sehr gut mit uns und so konnte man einen Spaziergang durch die Rosenstadt Eutin, Ausrichtungsort der Landesgartenschau Schleswig Holstein 2016, oder auch eine Rundfahrt auf dem Großen Eutiner See unternehmen.

Das Treffen klang am Sonntag mit einem Gottesdienst in der Michaeliskirche aus.

Überschattet wurde das Wochenende von der schweren Erkrankung unseres Vorsitzenden Herrn Dr. Raddatz. Von dieser Erkrankung hat er sich leider nicht mehr erholen können. Er verstarb am 5. November. Wir verlieren mit ihm einen Menschen, der die Heimatarbeit auf ein hohes Niveau gehoben hat und dem die Aussöhnung mit den jetzigen Bewohnern von Stadt und Kreis Neustettin eine Herzensangelegenheit war.

Trotzdem richtet sich unser Blick nach vorn, denn die Heimatarbeit muß weiter gehen.

Sehr verehrte Damen und Herren, liebe Landsleute! Ich möchte Ihnen, Ihren Angehörigen und unseren Paten, dem Kreispräsidenten Ulrich Rüder, dem Landrat Reinhard Sager und dem Bürgermeister Klaus-Dieter Schulz sowie den fleißigen Helfern vor Ort, Frau Kirsten Rosenow, Frau Annette Rudolph und Frau Nicole Robien, auch im Namen der Mitglieder des Heimatkreisausschusses und des Neustettiner Kreisverbandes e.V.

ein frohes und besinnliches Weihnachtfest
im Kreise Ihrer Familien
sowie ein gutes und gesundes Jahr 2016
wünschen.

Uwe Thiel



STADT EUTIN

Herrn
Uwe Thiel
Stellv. Vorsitzender des
Heimatkreisausschuss Neustettin
Hirtenweg 1
17159 Dargun

17. November 2015

Sehr geehrter Herr Thiel,
sehr geehrte Mitglieder des Heimatkreisausschusses,

mit großer Betroffenheit haben wir die Nachricht vom Tod Ihres langjährigen Vorsitzenden Herrn Dr. Siegfried Raddatz aufgenommen. Auch wenn uns seine schwere Krankheit bekannt war, haben wir doch auf Genesung gehofft und sind nun sehr traurig, dass er so plötzlich gehen musste.

Die Stadt Eutin ist dem Verstorbenen dankbar für den jahrelangen Einsatz für die Patenschaft zwischen Neustettin und Eutin. Mit großem Engagement und viel Herzblut hat er sich um die Belange der Patenschaft gekümmert; dabei hatte er immer auch die Jugend und den europäischen Gedanken im Blick.

Wir werden Herrn Dr. Raddatz sehr vermissen und ihm ein ehrenvolles Andenken bewahren; allen ihm nahestehenden Menschen versichern wir unser tiefes Mitgefühl.

Mit stillem Gruß

Dieter Holst
Bürgervorsteher

Klaus-Dieter Schulz
Bürgermeister



Burmistrz Szczecinka

*Herr Klaus-Dieter Schulz
Bürgermeister Eutin*

Mit tiefer Trauer haben wir die Nachricht vom Tod von Herrn Dr. Siegfried A. Raddatz entgegengenommen.

Unter Bewohnern unserer Stadt war eine sehr bekannte Person. Am 31. August 1939 in Neustettin geboren, ist er mit seiner Mutter und seinem Großvater in dem kleinen Dorf Glinka (Glinki) innerhalb der Grenzen des ehemaligen Kreises Neustettin aufgewachsen.

Er war langjähriger Vorsitzender des Heimatkreis Ausschusses Neustettin, einer der aktivsten Chefs von Heimatmuseum des Kreises Neustettin in Pommern in Eutin und Chefredakteur des Bulletins „Mein Neustettiner Land“. In Erinnerung der Bewohner von Szczecinek bleibt er aber vor allem als starker Verfechter der deutsch-polnischen Versöhnung - Hüter des multikulturellen Gedächtnisses unserer gemeinsamen Heimat.

Seine konsequenten Bemühungen für die Zusammenarbeit zwischen Szczecinek und Eutin führten zu einer Reihe von sehr wertvollen deutsch-polnischen, sozialen und kulturellen Initiativen.

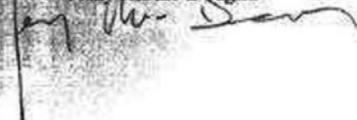
In Anerkennung seiner Beiträge zur deutsch-polnischen Versöhnung wurde er 2010 von dem Ehrenkomitee der Festlichkeiten zum 700-jährigen Stadtjubiläum mit einer Gedenkmedaille geehrt.

An Herrn Bürgermeister richte ich die Worte der Anteilnahme von mir und meinen Kollegen und bitte sie den Angehörigen, Bekannten und Kollegen des Verstorbenen zu übermitteln.

Möge er in Frieden ruhen!

Bürgermeister der Stadt Szczecinek

Jerzy Hardie-Douglas



Urząd Miasta

78-400 Szczecinek, plac Wolności 13, tel. 94 371 41 58, fax 94 374 02 54

www.szczecinek.pl kontakt@urzadum.szczecinek.pl



KREIS
OSTHOLSTEIN

Weihnachts- und Neujahrsgrüße des Kreises Ostholstein an seinen Patenkreis Neustettin

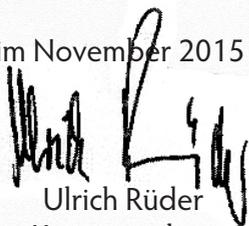
Liebe pommersche Landsleute aus dem Heimatkreis Neustettin!

Wieder geht ein ereignisreiches Jahr zu Ende. Vom 25. bis 27.09.2015 haben wir mit dem Kreis Neustettiner Treffen das 59-jährige Bestehen unserer Patenschaft gefeiert. Alle, die dabei waren, werden von den intensiven Begegnungen berichten können, von alten und neuen Geschichten aus der Heimat, von aktuellen Themen und von der Frage nach der Zukunft.

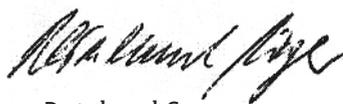
Viel schneller als von vielen erwartet, beginnt nun bald die Adventszeit. Vor uns liegt das Jahr 2016 mit alten und neuen Zielen, Wünschen und Erwartungen. Die bevorstehenden Feiertage bieten für alle die Gelegenheit, ein wenig innezuhalten, manches zu überdenken und auch von den Sorgen des Alltages etwas Abstand zu gewinnen. Wir haben hoffentlich genügend Zeit, um mit unseren Angehörigen und Freunden ein friedvolles Weihnachtsfest zu begehen und uns darauf zu besinnen, was uns im Leben wichtig ist.

In diesem Sinne wünschen wir Ihnen ein frohes und gesegnetes Weihnachtsfest sowie ein gesundes, erfolgreiches und zufriedenes Jahr 2016.

Eutin, im November 2015



Ulrich Rüder
Kreispräsident



Reinhard Sager
Landrat



Weihnachts- und Neujahrsgrüße der Stadt Eutin

Liebe Heimatfreunde der Stadt Neustettin,

und wieder neigt sich ein Jahr dem Ende. Wir schauen zurück auf das, was war – und nach vorn auf das, was kommt.

Leider mussten wir von Dr. Siegfried Raddatz Abschied nehmen. Als Vorsitzender des Heimatkreisverbandes war er für uns immer erster Ansprechpartner, wenn es um die Patenschaft ging. Wir werden seine freundliche und bestimmte Art sehr vermissen und ihm ein ehrendes Andenken bewahren.

Die Worte Flucht und Vertreibung haben eine Aktualität in unserer Gegenwart erhalten wie seit 70 Jahren nicht mehr, und mancher mag sich an seine Geschichte erinnert fühlen. Die Versorgung und Integration der Flüchtlinge und Asylbewerber ist für alle eine große Herausforderung, die uns vielfach über längere Zeit beschäftigen wird.

Aber trotz mancher Schwierigkeiten wird es auch Erfreuliches geben: So wird zum Beispiel die Landesgartenschau im nächsten Jahr am 28. April in Eutin ihre Pforten öffnen mit ihrer Blütenpracht, zahlreichen Veranstaltungen und wunderschön gestalteten Arealen!

Herzlich danken wir allen, die sich mit großem Engagement um das Heimatmuseum, den Kontakt unter den Patenstädten und der Pflege der Patenschaft auf die eine und andere Weise eingebracht haben.

„Wenn uns bewusst wird, dass die Zeit, die wir uns für einen anderen Menschen nehmen, das Kostbarste ist, was wir schenken können, haben wir den Sinn der Weihnacht verstanden.“ Mit diesem Zitat der Lyrikerin Roswitha Bloch wünschen wir Ihnen und Ihren Familien eine besinnliche Weihnachtszeit sowie ein friedvolles und gesundes neues Jahr.

Eutin, im November 2015

Dieter Holst
Bürgervorsteher

Klaus-Dieter Schulz
Bürgermeister

Heimat- und Patenschaftstreffen für die Stadt und den Kreis Neustettin vom 25. bis 27. September 2015

Traditionsgemäß fand am letzten Wochenende im September das diesjährige Heimat- und Patenschaftstreffen für die Stadt und den Kreis Neustettin in Eutin statt. Wie bereits im Jahre 2013 fanden wir im Brauhaus ein angenehmes Unterkommen.

Nach und nach trafen die Teilnehmer am Nachmittag des 25. September im Eutiner Brauhaus

Zahlreiche Besucher des Treffens nutzten bereits den Nachmittag für einen Besuch des ab 15.00 Uhr geöffneten Heimatmuseums, das seit einigen Jahren von Frau Rita Kennel aufopferungsvoll betreut wird. Während des Heimmattreffens wurde sie insbesondere von Karsten Ristow und der Familie Neumann tatkräftig unterstützt.



Blick in den Saal des Brauhauses Eutin, am Sonnabend, 26. September 2015

ein, um sich mit Bekannten, Freunden und Verwandten zu treffen und bei Kaffee und Kuchen zu unterhalten.

Es ist immer wieder eine Freude mitzuerleben, welchen großen Stellenwert das Museum für die Landsleute besitzt und durch die

zahlreichen Exponate die Erinnerung und Beziehung zur Heimat wach hält.

Am Freitag Abend eröffnete Herr Thiel um 18.15 Uhr im Saal des Brauhauses die öffentliche Sitzung des Heimatkreisausschusses und begrüßte die anwesenden Teilnehmer. Er informierte darüber, dass Herr Dr. Raddatz erkrankt ist und er in Vertretung das Heimatkreistreffen leiten wird. Auf Grund der Kurzfristigkeit bat Herr Thiel um Nachsicht, wenn einige Dinge nicht so laufen, wie eventuell erwartet.

Es folgten Informationen über den Ablauf des Treffens. Insbesondere wurde darauf hingewiesen, dass die Begrüßung der geladenen Gäste nicht wie geplant im Brauhaus, sondern in der Landesbibliothek stattfinden wird.

Im Anschluss daran folgte ein Gesprächsabend, der überraschend von Familie Hass musikalisch untermalt wurde. Es kamen Volkslieder zum Vortrag und mitgesungen wurde natürlich auch.

Am Sonnabend öffnete der Saal des Brauhauses um 9.00 Uhr für uns die Türen.

Um 9.30 Uhr versammelten sich die bereits zu früher Stunde recht zahlreich angereisten Landsleute am Neustettiner Gedenkstein zur Ehrung und zum Gedenken an die

Toten aus Stadt und Land Neustettin.

An dieser Stelle möchte ich der Stadt Eutin, namentlich Frau Rudolph für die Organisation zur Herstellung der Begehbarkeit um den Neustettiner Gedenkstein danken, da dieser sich auf einer Baustelle befand.

Im Anschluss an die Totenehrung wurde das Treffen im Saal des Brauhauses fortgesetzt. Zunächst begrüßte Herr Thiel die anwesenden Landsleute und teilte noch einmal mit, dass er die Leitung des Heimattreffens in Vertretung des erkrankten Herrn Dr. Raddatz übernommen hat.

Anschließend trug er den Rechenschaftsbericht des HKA (Heimatkreisausschuss) für die vergangenen vier Jahre vor. Es wurde zu Beginn darauf eingegangen, dass vom noch amtierenden HKA nur noch zwei Mitglieder tatsächlich aktiv sind, nämlich der zur Zeit erkrankte Vorsitzende, Herr Dr. Raddatz und Herr Thiel. Herr Ahrends verstarb im Mai 2014. Die Kassenwartin, Frau Waldow, ist krankheitsbedingt nicht mehr geschäftsfähig und Herr Rieck fehlt ebenfalls aus gesundheitlichen Gründen. Glücklicherweise hat sich Herr Martin Müller, ehemals aus Grünewald, bereit erklärt,



Totenehrung

die Funktion des Kassenwarts zu übernehmen.

Weiterhin wurde über die Aktivitäten berichtet. So wurde u. a. das Heimattreffen im Jahre 2013 in Eutin organisiert, Heimatreisen u. a. nach Bärwalde und Umgebung durchgeführt und während der Pommerntage 2012 und 2014 ein Informationsstand über Stadt und Land Neustettin betreut. Ein wesentlicher Bestandteil in der Arbeit des HKA bestand und besteht in der Erstellung und Herausgabe des Heftes »Mein Neustettiner Land«, wobei der Hauptanteil der dazu notwendigen Arbeiten von Dr. Raddatz geleistet wurde.

Nicht zuletzt wurde berichtet, dass Frau Bärbel Jonas die Adressendatei der Stadt und Land Neustettiner aktualisiert hat mit dem

Ergebnis, dass zur Zeit ca. 3.500 Anschriften ehemaliger Neustettiner bzw. deren Nachfahren bekannt und aktuell sind.

Dem Rechenschaftsbericht des HKA folgte der Bericht der Kassenprüfer, Frau Margot Keun und Herr Christian Schulz. Der Prüfbericht wurde von Herrn Schulz vorgetragen mit dem Ergebnis, dass sich aus der Prüfung keinerlei Beanstandungen ergeben haben.

Die anschließenden Entlastungen des Heimatkreis Ausschusses und des Kassenwarts erfolgten einstimmig. Es folgte nun die Wahl des neuen HKA, die unter Leitung von Herrn Harry Neumann und Mitwirkung von Herrn Christian Schulz (Moderation), Willi Dehn und Dietmar Zick durchgeführt wurde. Gewählt wurden: Dr. Sieg-



Frau Margit Schlegel während der Begrüßungsansprache

fried Raddatz (52 Stimmen) in Abwesenheit, Dorothee Himmele-Doll (52 Stimmen), Herbert Meske (51 Stimmen), Martin Müller (51 Stimmen) in Abwesenheit, Karsten Ristow (51 Stimmen) und Uwe Thiel (52 Stimmen).

Bei den Kassenprüfern hat sich keine Änderung ergeben. Frau Keun und Herr Schulz erklärten sich bereit, diese Funktion weiter auszuüben.

Nach dem Mittagessen wurde die Veranstaltung im Seminarraum der Landesbibliothek um 14.00 Uhr fortgesetzt, wo dankenswerter Weise Frank Lorenz mit seinem Akkordeon die musikalische Umrahmung übernommen hat.

Herr Thiel begrüßte die gela-

denen Gäste: die Sprecherin der Pommerschen Landsmannschaft und Präsidentin des Pommerschen Kreis- und Städtetages, Frau Margrit Schlegel, die stellvertretende Kreispräsidentin des Kreises Ostholstein, Frau Bärbel Seehusen, den Bürgermeister der Stadt Eutin, Herrn Klaus-Dieter Schulz sowie die anwesenden Landsleute.

Frau Schlegel erinnerte in ihrer Begrüßungsansprache u. a. an die Flucht und Vertreibung vor 70 Jahren und dankte dem Kreis Ostholstein sowie der Stadt Eutin für die Patenschaft. Sie zeichnete Herrn Dr. Raddatz für sein Engagement und seine Verdienste um die Heimat mit der Pommerschen Ehrennadel in Gold mit Ehrenurkunde



Stellvertretende Kreispräsidentin Bärbel Seehusen während ihrer Ansprache

aus, die Herr Thiel stellvertretend entgegen nahm. Herr Peter Fünning wurde von Frau Schlegel für sein besonderes Engagement in der Heimatarbeit mit dem Pommerschen Eichenblatt in Silber mit Ehrenurkunde geehrt.

Die stellvertretende Kreispräsidentin, Frau Seehusen, ging besonders auf die 59 Jahre währende Patenschaft ein und brachte als Fazit zum Ausdruck, das sich daran auch zukünftig nichts ändern wird.

Der Eutiner Bürgermeister, Herr Schulz, bedauerte die Abwesenheit von Herrn Dr. Raddatz und hob die gute Zusammenarbeit mit ihm hervor. Er informierte darüber, dass seine Amtszeit im Herbst des Jahres 2016 enden wird und gab abschließend einige Erläuterungen zur Gestaltung der Stadt im Zusammenhang mit der im kommenden Jahr in Eutin stattfindenden Landesgartenschau.

Abschließend berichtete Frau Kerstin Merx, die in der Landesgartenschau GmbH für die Presse- und Öffentlichkeitsarbeit zuständig ist, über den Fortgang der Arbeiten zur Landesgartenschau und verschaffte den Zuhörern an Hand von Flyern einen detaillierten Überblick über die einbezogenen städtischen Flächen, deren Gestaltung sowie über die Schaf-



Bürgermeister von Eutin, Klaus-Dieter Schulz, während seiner Ansprache

fung von Erlebnisbereichen.

Nachdem Herr Thiel Dankesworte an Frau Schlegel und die Patenschaftsträger gerichtet hatte, endete die Veranstaltung gegen 16.00 Uhr mit dem gemeinsam gesungenen Pommernlied.

Die Teilnehmer begaben sich anschließend wieder in das Brauhaus, wo Kaffee und Kuchen auf sie warteten und Frank Lorenz die musikalische Unterhaltung fortsetzte. In der Folgezeit fanden zahlreiche Begegnungen und intensive Gespräche statt.

Auch im Museum konnten noch zahlreiche Besucher begrüßt werden.

Der Abend endete etwa gegen 22.00 Uhr.

Am Sonntag trafen sich noch

einmal einige Landsleute zu Gesprächen im Brauhaus sowie zum Besuch des Gottesdienstes.

Gegen 12.00 Uhr endete dann das diesjährige Heimat- und Patenschaftstreffen.

Es bleibt mir noch, mich bei all denen, die zum guten Gelingen des Treffens beigetragen haben, zu bedanken. Insbesondere danke ich noch einmal Rita Kennel und Familie Harry Neumann.

Für die Bereitstellung des Seminarraumes der Landesbibliothek

danke ich deren Leiter Herrn Dr. Frank Baudach.

Nicht zuletzt möchte ich mich ganz herzlich bei Familie Gutzeit und ihrem Team vom Brauhaus für die tolle Bewirtung und Betreuung an allen drei Tagen bedanken!

In der Hoffnung auf ein Wiedersehen im September 2017 verbleibe ich

*mit freundlichen Grüßen
Ihr Uwe Thiel*

Schon vor 50 Jahren war das Treffen der Neustettiner Landsleute in Eutin eine liebgewordene Tradition.

Unseren Neustettiner Gästen zum Gruß

In herzlicher Verbundenheit grüßen wir alle unsere Gäste aus dem Landkreis Neustettin, die am sechsten Heimattreffen am 21. und 22. August teilnehmen.

Der Patenkreis Eutin möchte den Neustettinern frohe Stunden der Begegnung und des Wiedersehens bereiten, in denen Erinnerungen ausgetauscht und die Liebe zu der Heimat wachgehalten werden.

Das sechste Heimattreffen, mit dem zugleich das zehnjährige Bestehen der Patenschaftsübernahme gefeiert wird, soll dazu dienen, die Verbundenheit der Patenkreise Neustettin und Eutin noch mehr zu vertiefen. Möge es darüber hinaus wiederum zu einer echten herzlichen Begegnung unser Neustettiner Gäste mit den Einwohnern unseres Kreises führen.

Wir freuen uns sehr, zum sechsten Heimattreffen recht viele Neustettiner in Eutin begrüßen zu können.

Eutin, den 21. August 1965

Ohmstedt
Landrat

Luther
Kreispräsident

Vier neue Mitglieder im Heimatkreisausschuss

Martin Müller

Am 2.7.1935 wurde ich, Martin Müller, in Grünewald, Kreis Neustettin, geboren. Meine Kinderjahre erlebte ich auf dem Bauernhof meiner Eltern. Von 1941 bis 1944 besuchte ich die Schule in Grünewald. Im März 1946 wurden meine Mutter und ich aus der Heimat vertrieben. Über Schleswig-Holstein gelangten wir schließlich im Sommer 1946 nach Schwedt an der Oder. Hier besuchte ich ab Herbst 1946 nach fast zweijähriger Unterbrechung wieder die Schule bzw. die Oberschule bis zur 10. Klasse 1951.



Nach begonnener Uhrmacherlehre erkrankte ich für über drei Jahre. Im September 1957 begann ich ein Direktstudium an der Fachschule für Finanzwirtschaft, Fachrichtung Steuern, in Gotha, welches ich mit Erfolg absolvierte.

Seit 1957 wohne ich in Gotha.

Zunächst war ich kurze Zeit beim Rat des Bezirkes Erfurt, Abteilung Finanzen, Unterabteilung Steuern, als Referent für Steuerfragen, tätig, danach arbeitete ich als Revisor beim VEB (Volkseigener Betrieb) Wirtschaftsprüfung und Steuerberatung in Gotha. Es folgte eine Tätigkeit als Buchhalter in einer PGH (Produktionsgenossenschaft des Handwerks) für Bautätigkeit in Waltershausen. Aus familiären Gründen verlegte ich

meine Tätigkeit nach Erfurt und war dort von 1972 bis zur Wende 1990 als Hauptbuchhalter im VEB Kreisbau Erfurt-Land beschäftigt. Ab 1.7.1990 konnte ich eine Stelle in einem Steuerbüro in Erfurt bekommen, wo ich z. T. Mandanten im Außendienst betreuen durfte. Über diese Möglichkeit gelangte ich dann 1994 als Buchhalter in einen Speditionsbetrieb in Gutendorf (Nähe Bad Berka, Weimar), wo ich bis zum obligatorischen Rentenalter im Jahr 2000 und noch einige Jahre darüber hinaus erfolgreich tätig war.

Ergänzend möchte ich noch erwähnen, dass mein Vater Ende 1944 zum Volkssturm eingezogen und, nach kurzer Gefangenschaft beim Amerikaner im Lager Bad Kreuznach, Mitte 1945 entlassen wurde. Er arbeitete dann als Gleisbauarbeiter bei der Bahn. Sein einziger Bruder wurde Ende 1944 mit 16 Jahren zum Militär eingezogen und kam 1949 nach 4 Jahren englischer Gefangenschaft zurück. Er arbeitete dann im Fahrdienst bei der Bahn.

Karsten Ristow

Mein Name ist Karsten Ristow. Ich wurde am 15.07.1972 in Kiel geboren, wohin meine Großeltern und



Eltern im Juni 1946 gekommen waren.

Nach meinem Realschulabschluss erlernte ich den Beruf des Kraftfahrzeugmechanikers.

Es folgten der Grundwehrdienst bei der Luftwaffe und Jahre im Handwerk.

Seit 1997 arbeite ich im öffentlichen Dienst bei der Stadtreinigung der Stadt Kiel offiziell als Kraftfahrer – aber wir machen alles von Kieler Woche bis Winterdienst.

Meine Mutter wurde 1936 in Ernsthöhe geboren, mein Vater 1937 in Schofhütten. Außerdem besaß mein Großvater ein Haus in Bärwalde, in der Polziner Straße.

Bei einer Heimatreise lernte ich Dr. Raddatz kennen, auf dessen Bitte ich für den Heimatkreisauschuss kandidierte.

Herbert Otto Albert Meske

wurde im Mai 1938 in Falkenburg, Kreis Dramburg, geboren.

Im Januar 1946 wurde unsere Familie aus Westgönne, Kreis Neustettin, vertrieben.

Wir gelangten nach Süd-Hessen, wo unser Vater nach amerikanischer Gefangenschaft zu uns stieß.

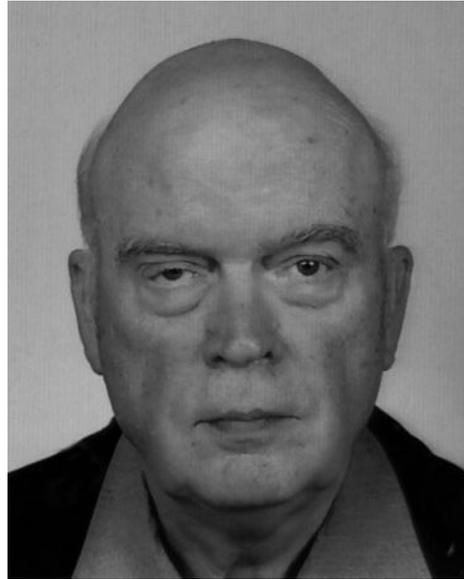
Nach dem Abitur 1958 in Darmstadt diente ich ein Jahr bei der Bundeswehr in Göttingen. Anschließend studierte ich in Frankfurt am Main Anglistik und Politik. Nach der Referendarzeit in Darmstadt heiratete ich eine Pommerin aus Bublitz.

Wir zogen in den Kreis Lippe in Nordrhein-Westfalen, wo ich jetzt im eigenen Haus wohne. Meine Frau verstarb 1992. Wir haben zwei Kinder und vier Enkelkinder.

Über 30 Jahre unterrichtete ich an einem Gymnasium in Bielefeld. Seit 1993 bin ich Pensionär.

Seit dem Studium war ich im Ehrenamt für pommersche Organisationen tätig. In der Pommernjugend auch einige Jahre als Vorsitzender.

Im Bundesvorstand und in der Pommerschen Abgeordnetenversammlung für die Jugend. Im Vorstand der Pommerschen Landsmannschaft in NRW für den



Bereich Kultur. Geblieben ist die Leitung einer pommerschen Ortsgruppe in Lage/Lippe.

Zu den Ehrenämtern zählen auch die Tätigkeit als Trainer von Fußball-Schüler-Mannschaften (etwa 20 Jahre lang) und die Mitarbeit im Naturschutzbund an verantwortlicher Stelle.

Als meine Heimat betrachte ich das Gebiet südlich von Bad Polzin, wo meine Vorfahren Bauern waren. Um sie zu ehren und um die herrliche Landschaft zu genießen, fahre ich gerne nach Pommern.

Dorothee Himmele-Doll

1962 wurde ich in Rüsselsheim am Main als erstes Kind von Robert Himmele und Christa Himmele, geb. Dennig aus Juchow, Kreis Neustettin geboren. Von 1968 bis 1975 besuchte ich dort die Grundschule und das Gymnasium bis zur 7. Klasse. Wir zogen dann nach Mannheim um, wo unser Vater Gartenbaulehrer an der im Aufbau befindlichen Waldorfschule wurde, auf deren Gelände wir auch bis 1980 wohnten. Da ich für diese junge Schule zu alt war, besuchte ich das evangelische, staatlich anerkannte Johann Sebastian Bach Gymnasium, das ich 1981 mit bestandenem Abitur verließ. Inzwischen war 1978 unser Vater verstorben. Von 1981 bis 1983 machte ich bei Heidelberg im Betrieb von Gerhard Pfisterer eine Lehre zum Gemüsegärtner.

Nach bestandener Gehilfenprüfung wechselte ich für ein Jahr in den Zierpflanzenbau nach Heidelberg und absolvierte berufsbegleitend das erste Jahr einer Ausbildung zum Waldorflehrer. Von 1984–1985 arbeitete ich als Gehilfin in dem damals größten Demeter Gemüsebaubetrieb von Baden-Württemberg, Gärtnerei Willmann in Groß Ingers-



heim. Von 1985–1986 beendete ich als Vollzeitstudium an der freien Hochschule für Waldorfpädagogik in Mannheim meine Ausbildung zum Waldorflehrer im Fachbereich Gartenbau. Von 1986–1987 unterrichtete ich an der Mannheimer Waldorfschule Gartenbau als Mutterschaftsvertretung für eine Kollegin. Von 1987–1988 besuchte ich an der Staatlichen Lehr- und Versuchsanstalt in Heidelberg den Meisterlehrgang und beendete ihn mit bestandener Meisterprüfung. Von 1988–1989 arbeitete ich als Meisterin in Vertretung des Juniors in meinem ehemaligen Lehrbetrieb. Von 1989–1992 erweiterte ich meine fachlichen und pädagogischen Fähigkeiten als Meisterin in

der Gärtnerei Willmann in Groß Ingersheim. Hier beendete ich meine Tätigkeit aus gesundheitlichen Gründen.

Im Sommer 1992 konnte ich eine 12. Waldorfschulklasse auf ihrer Projekt- und Klassenfahrt nach Siebenbürgen in die Umgebung von und nach Hermannstadt (Sibiu) begleiten. Diese Reise war sehr beeindruckend für mich, und daher wuchs mein Interesse an Osteuropa.

Zeitgleich machte meine Mutter ihre erste Reise nach Juchow im Kreis Neustettin jetzt Juchowo bei Szczecinek in Polen und brachte den Impuls zum Auf- und Ausbau des dortigen, ehemals elterlichen, Gutes in einen Demeter Betrieb von dieser Reise mit.

Von 1992–1996 arbeitete ich in der Demeter-Gemüse-Gärtnerei

Peter Berg in Binzen nahe Weil am Rhein, dem zweitgrößten seiner Art in Baden-Württemberg.

Von 1996 bis 2001 half ich, anfangs zusammen mit meinem Mann (Scheidung 2002), beim Aufbau des Hofgutes Juchowo zu einem Demeter-Betrieb.

Seit 2001 bewirtschaften wir einen kleinen Demeter-Betrieb in Janowo (Streitzig Abbau) und Okonek (Ratzebuhr).

Die vielen Fragen der Nachbarn und Schüler zur Ortsgeschichte im Umkreis von Szczecinek mit denjenigen Fragen und Antworten derer, die uns, die Stadt, und den Kreis Neustettin besuchen, zu verbinden, Begegnungen zu ermöglichen, und Sprachbarrieren überwinden zu helfen, ist seit Jahren Teil unserer Tätigkeiten.





Erlebtes bewahren

Der Verlust der Heimat war 1945 von Leid und Tragödien begleitet. Vielgestaltig war auch das persönliche Erleben unserer Mitbürger aus der Stadt und dem Kreis Neustettin. Wir wollen dies der Nachwelt und für eine mögliche wissenschaftliche Aufarbeitung erhalten.

Wenn Sie Ihr persönliches Erleben für sich oder Ihre Kinder aufgeschrieben haben, bieten wir im Heimatmuseum Kreis Neustettin/Pommern in Eutin die Gelegenheit zur geordneten Sammlung an. Schicken Sie uns Ihre Aufzeichnungen in Kopie zu. Schicken Sie uns bitte auch Namen, Namenslisten, Pläne und Skizzen von Dörfern, Abbauten und Einzelgehöften. Wir werden sie gerne in unser Museum aufnehmen.

HEIMATMUSEUM DES KREISES NEUSTETTIN IN POMMERN
Schlossplatz 1 23701 Eutin

Öffnungszeiten April – Oktober, jeden Mittwoch von 15 – 17 Uhr
und nach Vereinbarung.

Tel.: Rita Kennel, 045 24-657

Abschied und Erinnerung

Anfang des Jahres erhielt ich diese Todesanzeige:

Für mich war es ein Abschied, der viele Erinnerungen weckte an einen Menschen, den ich seit frühester Kindheit gekannt hatte, einen Menschen, mit dem mich viele Jahre eine herzliche Brieffreundschaft verbunden hatte, was mir half, die Vergangenheit vor dem Vergessen zu bewahren.

Frieda – genannt Friedel – hatte drei Jahre bei meinen Eltern Waldemar und Charlotte Gabain in Dieck, Kreis Neustettin, als Köchin gearbeitet, bis am 31.1.1945 die Flucht unserem schönen Leben in der pommerschen Heimat ein Ende machte. Der Briefwechsel begann 1977 nach dem Tode meiner Mutter und endete 2008.

Aus Friedel Wendlers Briefen lernte ich sie als warmherzigen, mutigen Menschen kennen, der ein oft sehr hartes Leben meistern musste und konnte.

Besonders beeindruckte mich ein Vorfall während ihrer Tätigkeit als Köchin auf dem Gut der Familie Schröder in Gellen während des Krieges. Eines Tages musste sie mit ansehen, wie kranke russische Kriegsgefangene während des Appells auf dem Hof vor Schwäche



kaum noch stehen konnten. Zitat:
»Da nahm der Wachmann den Gewehrkolben und schlug die Männer zu Boden. Der Wachmann kam mittags zum Essen und erzählte ganz stolz von dem Geschehen, darauf sagte ich, wie kann man wehrlose Menschen so schlagen, sollte lieber Tee geben und Weißbrot, damit sie gesund werden, da sagte er darauf: Ach, so eine(r) sind Sie. Da sagte ich, die Russen wollten kein Krieg und wir auch nicht. Als der Wachmann wieder auf dem Feld war, brachte ich den Kranken Tee und Weißbrot und Milchsuppe in die Baracke, auf einmal stand

da der Wachmann vor mir. Ja, und hatte es sofort dem Stab gemeldet und ging vor Gericht. Ich kam ins Gefängnis – Köslin –, was ich da erlebt habe, unbeschreiblich grausam. Als die Zeit um war, wog ich 95 Pfund.«

Entlassen wurde sie nach drei Jahren, wie sie in einem anderen Brief schrieb. Danach suchte Friedel Wendler eine andere Stellung und meldete sich bei meinen Eltern auf eine Annonce hin. Sie wurde dann bei uns als Köchin eingestellt. Sie hatte meiner Mutter, Charlotte Gabain, gleich erzählt, dass sie im Gefängnis gewesen sei und warum. Zitat: *»Deine Mutter sagte es bleibt geheim und danke für die Ehrlichkeit.«* Kaum war ein viertel Jahr um, da kam die Frau Schröder zu Deiner Mutter und erzählte ihr die Geschichte. Deine Mutter hatte geantwortet: *Das hat mir Fr. Hochsprung (Mädchenname von Friedel Wendler) schon selber erzählt.«*

Auch in Dieck hatte Friedel ein Herz für die Kriegsgefangenen, die Zwangsarbeit auf dem Gut leisten mussten und trotz der schweren Arbeit nicht genug zu essen bekommen durften – z.B. nur Magermilchsuppe. Als meine Mutter Vollmilchsuppe anordnete, wurde sie angezeigt.

In dieser Zeit kamen eines Tages



französische Kriegsgefangene zu Friedel in die Küche und machten ihr einen Vorschlag: Da sei doch diese dicke Katze im Haus der »Herrschaft«, die würde einen hervorragenden Braten abgeben, und sie hätten doch so einen furchtbaren Hunger – besonders auf Fleisch! Friedel erklärte sich bereit zu helfen. Das «Bratenstück» wurde ihr dann irgendwann gut vorbereitet präsentiert. Es bedurfte nur noch eines passenden Bräters und – wie Friedel uns später erzählte – einiger Gewürze, und dann konnte das Ganze am nächsten Morgen in aller Frühe

dem Steinbackofen im Park anvertraut werden, wo wöchentlich das Brot gebacken wurde. Das war natürlich nicht ungefährlich. Besonders fürchtete man sich vor dem Schweizer (Melker), der vielleicht etwas von der geheimen Aktion mitbekam und alles verraten könnte, denn als überzeugter Nazi hätte er mit Freuden alles gemeldet und seinen Ruhm als Held des Volkes genossen. Zum Glück ließ er sich nicht blicken, und alles ging gut. Die »Franzhosen« (wie Friedel manchmal schrieb) kamen, um ihre Beute abzuholen. Der Deckel wurde gelüftet und Friedel aufgefordert, doch mal zu probieren. Es habe zwar lecker geduftet, aber probiert habe sie nicht, erzählte uns Friedel fünfzig Jahre später, als mein Mann und ich sie im Osten Berlins in ihrem Wohnort Zepernick besuchten. So wurde nun das Rätsel um »Renatchens« verschwundene Lieblingskatze, die sich im Puppenwagen spazieren fahren ließ, endlich aufgeklärt. Seinerzeit hatte es viel Aufregung gegeben. Sogar der Dorfpolizist wurde eingeschaltet, aber auch ihm war kein Erfolg bei der Suche nach dem verschwundenen Stubentiger beschert und so schlummerte dieser »Tatort-Fall« fünfzig Jahre, bis Friedel uns bei unserem Wiedersehen erzählte, was damals

passiert war. Ich erinnerte mich nicht mehr daran. Der Verlust der Lieblingskatze hatte mir wohl keine traumatischen Erinnerungen hinterlassen.

An die Brotbacktage habe ich eine ganz andere Erinnerung. Mein drei Jahre älterer Bruder Hans und ich pflegten dann der Küche ganz besonders gern einen Besuch abzustatten, durften wir doch aus einem Stück Teig, das Friedel uns gab, unseren eigenen Fladen formen, der in dem großen Backofen draußen mitgebacken wurde. Kaum ging die Ofentür wieder auf, standen wir schon erwartungsvoll da. Sobald unser Kunstwerk gerade genug abgekühlt war, um es in die Hände zu nehmen, verschwanden wir damit in die Küche und bestrichen unser



Brötchen so lange mit Butter, bis diese nicht mehr schmolz.

Als ich noch kleiner war, musste Friedel manchmal das Kindermädchen ersetzen. Wenn ich mich von Minna, deren Aufgabe dies eigentlich war, nicht waschen las-

sen wollte, sprang Friedel ein, und Minna musste dann die notwendigen Küchenarbeiten übernehmen – sehr zu ihrem Leidwesen.

(Brief vom 29. 12. 2003):

Wir Kinder wurden von Friedel offenbar sehr verwöhnt. Mein Bruder Hans und ich liebten anscheinend »Haferflockensuppe mit verlorenem Ei« und wünschten uns oft nur dieses Gericht. Im Frühling gab es häufig Brennesselsuppe mit verlorenem Ei – ob wir das auch liebten, ist nicht überliefert.

Unsere Köchin kam sogar mit uns in die Sommerfrische, auch hier anscheinend als Kindermädchen. In Kolberg an der Ostsee wohnten wir alle in einer Villa (Pension?) Nach einer Woche wurde Friedel von Minna abgelöst.

(Brief 18. 7. 89)

Offensichtlich liebte Friedel das Wasser. In Dieck nutzte sie die Lage des Hauses direkt am Rehmerow-See: *»Ich bin jeden morgenfrüh von Mai bis Oktober baden gegangen, dort lag ein alter Kahn und da schien die Sonne so schön.«* (Brief 3-11-83).

Auf der anderen Seite des Dorfes lag der zum Gut gehörende Dieck-See. Sie erzählt (Dez. 98): *»Wenn Gäste kamen, fuhr der Schmied, Herr Hass, und ich auf den See und holten frische Hechte. Mit Speck umwickelt im Ofen ge-*



braten, Sahnesoße und Meerrettich (einmalig!).« Auch von anderen Leckerbissen schwärmte sie in ihren Briefen: Spargel, Erdbeeren aus dem Garten, Blaubeeren und Pilze aus dem Wald. Besonders die Kutschfahrten in den Wald waren bei allen beliebt. Wir Kinder bevorzugten als Sammelobjekte die Pilze – die waren ergiebiger. Oma saß dann auf dem Wagen, sortierte und putzte alles, was ihr gebracht wurde. Mit der weiteren Verarbeitung dieser Schätze gab es dann in der Küche noch viel Arbeit. Meistens wurde dabei gesungen. Das lockte meinen Vater manchmal von oben aus seinem Arbeitszimmer herunter, um den oft mehrstimmigen schönen Gesang zu genießen. Auch ich war fasziniert davon.

Zu den begehrtesten Leckerbissen, die unter Friedels Anleitung zubereitet wurden, gehörte natürlich der Gänsebraten. Mündlich überliefert ist folgende Anekdote:

Eines Tages waren Gäste da und saßen bereits am Tisch. Man wartete auf das Hauptgericht, die berühmte pommersche Spezialität. Da öffnete sich die Flügeltür zum Esszimmer. Friedel höchstpersönlich kam und brachte ihr Meisterwerk. Jedoch – die große Platte mit dem schweren, gut gefüllten Tier darauf und das gleichzeitige Öffnen der Tür erwiesen sich als zu große Herausforderung. Die Gans erkannte eine letzte Fluchtmöglichkeit, glitt von der Platte auf den Boden und soll dort noch die ganze Strecke bis ans Ende der Tafel geschafft haben. Eigentlich sollte sie diesen Weg oben auf dem Tisch zurücklegen, nun war sie in beklagenswertem Zustand unten gelandet. Meine Mutter soll daraufhin geistesgegenwärtig zu Friedel gesagt haben: »Friedel, bringen Sie bitte die andere Gans!« Das Unfallopfer wurde in der Küche kunstfertig operiert, bandagiert, dekoriert und erschien ein zweites Mal im Esszimmer.

Die Arbeit in einer Gutsküche war sicherlich nicht leicht, täglich waren viele Menschen zu verpflegen, oft kamen Gäste – das klingt für uns Heutige nach Stress. Damals nannte man es anders, aber auch damals freute man sich über Möglichkeiten der Entspannung, so bescheiden diese auch waren.



Im März 1999 schrieb Friedel: *»Ja, Deine Eltern waren sehr gut zu der Dienerschaft. Jeden Mittwoch Nachmittag hatten wir frei. Dein Vati war so nett und stellte uns die Kutsche mit Fenster zur Verfügung, dazu den Kutscher Herrn Rabe mit Robbe (Robe?). Wir fuhren nach Neustettin zu Tante Steffen. Hansi und Klein-Renatchen und Kindermädchen mit. Herr Rabe und Kinder blieben bei T. Steffen und wir Mädchen ins Kino oder zur Schneiderin. Ja, solche Zeiten vergißt man nicht.«*

Die dreieinhalb Jahre, die Friedel bei uns war, gingen im Januar 1945 zu Ende. Über die Flucht meiner Familie aus Dieck und die fröhliche Sylvesterfeier kurz davor schrieb sie mir noch einen sehr lebendigen Bericht. Es klingt fast unglaublich, wie dieser Jahreswechsel noch gefeiert wurde.

Offiziere vom Truppenübungsplatz Großborn waren zu Gast, es wurde getanzt und gut gegessen. »Das ganze Personal durfte oben im Speisezimmer essen«, erzählte sie. Am 31. Januar 1945 brach dann der Treck aus Dieck auf.

Erste Station auf dem Weg in den Westen: Juchow/Pommern. Von hier aus gelang es Friedel, nach Hause, also nach Grumsdorf, zu kommen. Über die Flucht ihrer Familie schrieb sie mir 2001 ausführlich mit Hilfe von Tagebuchaufzeichnungen, die sie damals machen konnte.

Man hörte schon das Schießen im 10 km entfernten Bublitz, als ihr Vater mit dem sehr großen Treckwagen aufbrach. Erstes Ziel: Kolberg. Von dort kamen ihnen schon Flüchtlinge entgegen: »Die Russen sind schon in Kolberg.« Der Vater wendete. In Treptow wurde auf dem Marktplatz gehalten. Zitat: »Beschuss! Es krachte und ich rannte zum Bürgermeister, was wir machen sollen. Er: in Deckung und weiße Tücher raushängen! Da hörte der Krach auf und als wir unserern Wagen suchten, Essen zu holen, da war der Wagen, Pferde und alles, alles weggeraubt. Wir hatten nichts, nur was wir an Kleidung an hatten. Keine Papiere! Nichts!«

Die Flucht war erstmal geschei-



tert. Die Familie musste zurück in die Heimat – es war ein Rückweg voller Strapazen und Schrecken. In Grumsdorf hatten die Kriegswirren ihre Spuren hinterlassen. Zitat: »Die ›Herren‹ hatten Pferde in der Stube gehabt. Es stank fürchterlich. Als wir alles fertig hatten, kamen die Russen: Rabotti! Wir im Wald tote Soldaten vergraben. Das fertig, auf Land Rüben hacken, um drei Uhr läuteten die Glocken der Kirche bis abends zehn bis elf Uhr. Da sagte ich zur Kommandantin: zu früh und abends zu lange.« Da sagte sie: »ihr so lange arbeitet, bis Sonne am Himmel steht.« Wer nicht gehorchte, wurde im Keller gesperrt. Und Nacht: »Frau komm!« Fenster eingeschlagen. Traurig, aber wahr. !«

Im Juli 1947 entschlossen sich einige Frauen aus Grumsdorf, darunter Frau von Joeden, in deren Gutshaus Friedel als junges Mädchen gearbeitet hatte, die Heimat zu verlassen. Es gelang ihnen, nach Neustettin zu kommen und dort in einem Viehwaggon eine Mitfahrgelegenheit zu ergattern. Zitat: *»Frau von Joeden hatte Brot usw. Sie sah, dass ich nichts hatte. Teilte dann. In dem Viehwagen hatten viele von innen verriegelt und zu. Da brachen die Polen die Türen auf und schlugen die Leute raubten und einige Tote wurden rausgeworfen. Frau von Joeden sagte mir, nicht zumachen die Tür und wir singen: »Breit aus die Flügel beide, o Jesu meine Freude«. Ja die Räuber kamen auch rein, wir waren ganz still, sangen nur, da wurden wir verschont.«*

Im Westen angekommen, wurden viele Hoffnungen enttäuscht. Zitat: *»Wuppertal überfüllt. Irgendwo im Rheinland (St. Tönnies) auf dem Marktplatz. Pause. Die Damen vom Rheinland kamen vom Einkaufen auf uns zu. Wir saßen auf unserem Rucksack. Die Rheinländer Damen: »Was wollt ihr hier? Macht dass ihr nach Hause kommt! Wir haben selbst nichts zu fressen.«*

Da ein Neuanfang hier nicht möglich war, entschlossen sich



vierzehn Personen zu einer weiteren Flucht: *»Schwarz, ein Bauer nahm uns mit und deckte uns mit einer Plane zu. So landeten wir in Berlin.«*

Der Neuanfang war nicht einfach, aber nach und nach normalisierte sich das Leben. Friedel heiratete 1951 Bernhard Wendler, geb. 1903. 1952 wurde die Tochter Jutta geboren. Die Familie wohnte in einem ca. hundert Jahre alten Mietshaus in Zepernick, östlich von Berlin, das einst Friedels Schwiegereltern gehört hatte. Die waren aber bald nach Kriegsende enteignet worden. Bernhard Wendler starb schon 1969. Friedel und ihre Tochter lebten weiter in dem Haus bis an ihr Lebensende. Auch über diese Jahre wäre noch viel zu erzählen. Ein wenig weiß ich darüber aus den Briefen, die ich seit 1977 zunächst von Friedel

und ab 2008 von ihrer Tochter Jutta bekam.

Ganz besonders erwähnenswert scheint mir jedoch, dass nicht nur Briefe ausgetauscht wurden, sondern auch viele Päckchen und Pakete. Friedel ließ es sich nicht nehmen, auch etwas zu schicken. Dabei waren Vorschriften zu beachten: »Geschenksendung, keine Handelsware.« Viele Dinge aus dieser Zeit existieren noch in meinem Haushalt. Oder es kam eine Nachricht. *»Vor einigen Tagen hatte ich ein Paket mit Jenaer Glasschalen, Vasen und Tücher abgesandt. Es kam aber zurück, da diese Artikel nicht verschickt werden dürfen. Ich wollte Ihnen noch eine besondere Freude bereiten.«* (18.11.85)

1990 besuchten wir Friedel und Jutta zum ersten Mal. Von da an verschwand die steife Anrede aus den Briefen. Leider verhinderte die große Entfernung zwischen uns einen Besuch der Beiden bei uns im Hunsrück. Wir kamen 1994 noch einmal zu ihnen.

Die Brieffreundschaft dauerte jedoch an. Bis 2008 schrieb Friedel noch, dann verhinderte dies die zunehmende Altersdemenz. Dafür wurde Jutta nun zu einer zunehmend fleißigeren Briefschreiberin. Sehr gern schickte sie auch eigene Fotos mit.

Das Ende unserer jahrelangen

Brieffreundschaft kam schockartig. Es hatte mich nicht überrascht, als ich von Friedels Tod hörte, die am 27. 2. dieses Jahres gestorben war. Als ich Ende März, gerade von einer zweiwöchigen Reise zurückgekehrt, wieder eine Todesanzeige mit dem Namen Wendler bekam, glaubte ich zuerst an einen Irrtum, bis ich den vollen Namen las: Jutta Wendler. Am 27. Februar war ihre Mutter gestorben, einen Monat später starb die Tochter mit 62 Jahren.

Jutta hatte im Winter eine sehr schwere Herzoperation überstanden und war nach fast dreimonatiger Abwesenheit gerade erst nach Hause gekommen, als sie die Beisetzung ihrer Mutter überstehen musste. Die Nachricht vom Tod der Mutter hatte sie in der Klinik erhalten. Jutta war so schwach, dass Friedels Rollstuhl gebraucht wurde, um sie zum Friedhof zu bringen. Ihre fürsorglichen Verwandten aus Burg bei Magdeburg halfen ihr sehr an diesem Tag. Sie hatten sich schon jahrelang während der zunehmenden Demenz ihrer lieben Tante intensiv um diese gekümmert, besonders in der letzten Zeit, obwohl jeder Besuch 400 km Autofahrt bedeutete. So hatten sie auch das Pflegeheim gefunden, in dem Friedel liebevoll betreut wurde, während Jutta im



Krankenhaus und in der REHA war. Jutta konnte ihre Mutter noch einmal besuchen – am 27. Februar erlosch dann friedlich deren Lebenslicht.

Kurz nach der Beisetzung bekam ich noch ein paar Zeilen von Jutta. In etwas unsicherer Handschrift stand da: »zum Glück ist der Tag auch vorbei.«

Niemand rechnete damit, dass Jutta nur zehn Tage später sterben

würde. Ich dachte, nun endlich werde sie sich erholen und den Erfolg der Operation spüren. Statt dessen verschlechterte sich ihr Gesundheitszustand. Eine Ärztin, die die Verwandten noch zu ihr schickten, wollte sie ins Krankenhaus einweisen, aber Jutta lehnte dies ab. So starb Jutta Wendler ganz einsam in der Wohnung, in der sie die gesamte Zeit ihres Lebens mit ihrer Mutter verbracht hatte.

Beide, Mutter und Tochter, hatten in meinem Leben eine wichtige Rolle gespielt. Ich bewahre ihre Briefe und Fotos. In meiner Erinnerung leben Friedel und Jutta weiter.

*Gornhausen, d. 29. Mai 2015
Renate Garbers, geb. Gabain*

Kaschubische Wilderer – Weihnacht

Im Kaschubenland kann man den Weg, den das Christkind in der Weihnacht nimmt, genau verfolgen, schmilzt doch unter seinen Füßen eine Spur in den Schnee. In der einen Stunde, nach der das Christkind vorbeigegangen ist, blühen in seiner schneefreien Spur Christrosen auf. Und für eine Stunde tragen Bäume und Sträucher silberne Wunderblüten. Und junges Grün sprosst an den Seiten der Spur.

Kaum ein Mensch hat das je gesehen oder davon gehört, denn nur die, die reinen Herzens und wirkliche Christen sind, können des Wunders teilhaftig werden.

Selbst unter 100 000 Kaschuben hat man es schwer, einen solchen Menschen zu finden. Doch einmal lebte ein solches Menschenkind. Es war ein kleines Mädchen, das mit seiner Mutter – einer Witwe – in einer Hütte lebte. Beide litten große Not. Zudem war die Mutter krank.

Als die Zeit vor dem Fest angebrochen war, ging das Mädchen in den Wald, um zusätzlich Brennholz zu holen. Die Mutter fror so sehr, dass alle Vorräte schon aufgebraucht waren und auch nachts

geheizt werden musste. In einem Windbruch fand das Mädchen einen bewußtlosen Mann mit einer Schusswunde. Sie rieb ihn mit Schnee ab und führte ihn in die Hütte. Es war ein Wilderer, den ein Förster getroffen hatte. Die Mutter lächelte: »Pfleg ihn wie mich. Christus ist auch Gott der Wilddiebe.«

Einen Tag vor Weihnachten erzählte der Wilderer dem Mädchen, gar nicht weit von hier liege ein Waldsee, an dem das Christkind in seiner Nacht vorbeikomme. Für eine Stunde nach seinem Erscheinen verwandele sich das Seewasser in Wein. Und wenn ein Kranker davon trinke, werde er wieder gesund. Das Mädchen fürchtete sich sehr, aber in der Christnacht nahm es einen Krug und stapfte zum See. Als es in der zwölften Stunde an dem Wasser anlangte, war das Christkind schon vorbeigegangen und hatte das Wasser in Wein verwandelt. Das Kind probierte, füllte den Krug und ging rasch heim. Die Mutter und der Wilderer tranken und genasen noch in derselben Stunde.

Ein reicher Kaufmann hörte von der wundersamen Heilung. Am

nächsten Weihnachten hatte er eine Fahrschneise zu dem Weiher durch den Forst geschlagen. In der Heiligen Nacht führte er hintereinander sechs Tonnenwagen mit jeweils vier Pferden an das Ufer. In der Ferne warteten 36 Arbeiter, die mit Ledereimern die Tonnen voller Wein füllen sollten. Sie würden auf ein Hornsignal des Kaufmanns herbeikommen, denn mehr als ein Mensch durfte nicht anwesend sein, wenn sich das Wasser in Wein verwandeln sollte.

Als im nächsten Kirchdorf die Christglocken zu läuten begannen, huschte ein roter Schimmer über das Wasser. Der Kaufmann verneigte sich und rief: »Danke!« Dann beugte er sich über das Ufer, um das Wasser zu prüfen. Und wirklich – die Tropfen an seinen Fingern waren köstlichster Wein! Der Kaufmann richtete sich auf und griff nach seinem Horn. Da sauste ein blaues Licht über den See, kam neben ihm zu stehen und verwandelte sich in den Satan. Satan machte einen Kratzfuß und nahm dem Kaufmann das Horn weg. »Ei sieh an. Das ist mal was Neues. Du willst also mit 24 Pferden in die Hölle fahren, so eilig?«

»Nein«, schrie der Kaufmann und rannte weg. Doch der Teufel bannte ihn. Satan blies danach das Hornsignal und füllte die Tonnen

mit Wasser. Dann ersäuften er den Kaufmann in der ersten Tonne und ließ seine Beine aus dem Wasser ragen. Als die Seele des Kaufmanns entweichen wollte, packte Satan zu und flog mit ihr davon.

Das Christkind aber, in dessen Fußstapfen im Kaschubenlande immer der Teufel zu finden ist, huschte über die Hütte und gab Liebe den Herzen der Witwe und des Wilderer. Das Mädchen, das den Krug geholt hatte, bekam einen guten Vater.

Gewiss, ein kaschubischer Wilderer, aber ein Mensch, vom Christkind angelächelt.

Er schoss bis ins hohe Alter, der Wilderer. Und ernährte die Seinen damit. Für alle Förster blieb er ein Spuk. Gottvater lächelte, denn er war ein Mann und fand Gefallen an dem, was das Christkind in seinem Namen tat.

Es heißt, weil er so einsam lebt, könne Gottvater ein Kaschube gewesen sein. Doch das ist übertrieben – aber wer weiß? Gottvater hielt seine Kaschuben immer kurz, aber so richtig verkommen ließ er sie bis auf den heutigen Tag nie.

Pommersches Heimatbuch 1975

Aktuelle Bücher

KURT-DIETER LISKE

»**Das war das Ende
von Neustettin**«

Herausgeber: HKA Neustettin

Preis: 6 €

JUBILÄUMSAUSGABE

des HKA NEUSTETTIN

MNL-Festausgabe anlässlich der
50jährigen Patenschaft

Preis: 12 €

*Beide Bücher sind erhältlich
beim Heimatkreisausschuss und
im Heimatmuseum in Eutin.*

SIEGFRIED ZECH

Bittere Früchte

Herausgeber: HKA Neustettin

Reprint, Preis 5 €

UWE THIEL, HARRY NEUMANN

**Priebkow – ein Rittergut
in Hinterpommern**

Selbstverlag 2010, Festeinband,

600 Seiten, 459 Abbildungen,

51 Kartenausschnitte,

Preis auf Anfrage, zzgl. Versand

Bezug über Uwe Thiel,

Hirtenweg 1, 17159 Dargun

CHRISTA HIMMELE

Juchow

**Geschichte des Landgutes
und der Familie Dennig**

Preis: 35 €

Bezug über Ch. Himmele

Janowo 8, Pl 78-404 Szsceciniek

HEINZ BUCHHOLZ

»**Iwan, das Panjepferd –
Eine Kindheit
zwischen Krieg und Frieden**«,

u. a. Solnitz

ISBN: 3-00-014157-X,

Preis: 19,90 €

ISBN: 978-3-00-024513-8

als Taschenbuch 8,95 €

GÜNTER DAMASKE

»**Ich war einer
von Hitlers Kindern**«

Kindheit und Jugend

in Neustettin,

Soldat im hohen Norden

ISBN: 3-8311-4367-6

Preis: 19,80 Euro

GÜNTER DAMASKE

**Aufbruch Ost, Band I
Jg. 1924, Kindheit und Jugend
in Neustettin**

ISBN: 3-8334-4965-9

Preis: 16,80 Euro

HEINZ JONAS

**Neustettin, Bilder einer
deutschen Stadt**

Reproduktion alter

Ansichtskarten

ISBN: 3-88042-885-9

Preis: 20 €

BERND W. NEUBAUER

»**Du bist doch kein Kind mehr**«

ISBN: 978-38482-2819-5

Preis: 15,90 €

Vortragsreihe im Neustettiner Museum Muzeum Regionalne w Szczecinku

Zu den Vortragsreihen im Neustettiner Museum über das »Verlorene Erbe/Utracone Dziedzictwo« wurden die Heimatfreunde **Fritz Mausolf** (Hamburg) und **Klaus Wendlandt** (Plön) eingeladen und gebeten, Kurzvorträge im Rahmen »Pomorska wies do 1945 roku/Pommern bis 1945« zu halten.

Der Vortragsplan für den 26. September 2015 sah vor, dass beide Referenten über die Geschichte und das Dorfleben der Dörfer Trabehn/Drawien und Dieck/Dziki berichten sollten; zwischen beiden Vorträgen war der Hobby-Historiker **Krzysztof Zienkiewicz** mit dem Thema »Historia Drawienia«

Trabehns/Drawienia. Eröffnet wurde die Veranstaltung durch den Herrn Direktor des Museums **Irek Markanicz**.

Der Direktor konnte ca. 30 Personen als Zuhörer begrüßen; wobei der größte Teil aus Trabehn und der Rest aus Neustettin erschienen war; aus Dieck war niemand anwesend.

Fritz Mausolf, der in Niederheide bei Klein Küdde/Gwda Mala geboren wurde, referierte mit vielen alten Fotos und Familiengeschichten angereichert über ein »Pommersches Dorf nach 1945«. Dieser Lichtbildervortrag wurde mit sehr großem Interesse aufge-



*Fritz Mausolf bei seinem Vortrag über
Trabehn*



Maciej Turkowski und Krzysztof Zienkiewicz

nommen, da die überwiegende Zahl der Zuhörer aus dem ehemaligen Trabehn kam; man stellte Fragen, gab weitere Hinweise und machte sich Notizen – man wollte ganz einfach wissen, wie war es in Trabehn vor 1945. Unter den Zuhörern waren auch Jugendliche.

Der Vortrag von **Krzysztof Zienkiewicz** über die Entwicklung Trabehns/Drawienia nach 1945 schloss sich an und wurde durch **Maciej Turkowski** ins Deutsche übersetzt; der Hobby-Historiker stellte dabei vor allem alte und neue Bilder (Fotos und Grafiken) gegenüber – ergänzt durch Hinweise aus dem interessierten Publikum.

Klaus Wendlandt, der aus Dieck/Dziki stammt, stellte seinen Geburtsort von der Gründung

um 1560 bis zur Flucht 1945 vor. Dabei ging er vornehmlich auf die Entwicklung des Ortes und auf die Pflege des Brauchtums ein. Er bedauerte sehr, dass die schöne alte Fachwerkkirche – einziges Wahrzeichen des Ortes – zunächst dem Vandalismus und 1959 dem Abriss anheim fiel. Schade war auch, dass aus Dziki niemand unter den Zuhörern war, obwohl sich nachweislich acht Personen angemeldet hatten.

Beide deutschen Referate wurden professionell von der charmannten Diplomübersetzerin **Agnieszka Borsuk** ins Polnische übersetzt; einen herzlichen Dank nochmals von uns an dieser Stelle für diese Unterstützung. Alle drei Referate wurden mit Beifall bedacht.

Klaus Wendtland



Agnieszka Borsuk und Klaus Wendlandt über Dieck vor 1945



Der Raum war besetzt mit 30 interessierten Zuhörern

Reise nach Neustettin

Einleitung

An einige Erlebnisse in den letzten Tagen im Januar 1945 kann ich mich noch gut erinnern. Damals bin ich – Klaus Kowalski – 7½ Jahre alt gewesen. Auch im Haus Bahnhofstraße 44 haben wir seit einigen Tagen die Fenster verdunkeln müssen. Immer wieder sehe ich von meinem Kinderzimmerfenster aus viele Pferdefuhrwerke aufgereiht, immer wieder sind es andere vor dem Haus, Bauern aus den weiter östlich gelegenen Gebieten sind auf der Flucht. Meldungen im Radio beunruhigen auch meine Eltern.

Nur durch wenige Zentimeter freie Sicht aus dem Speisezimmerfenster in den Hof ist deutlich zu erkennen, in der Nacht hat es wieder viel geschneit. Wir – meine Eltern, Fritz und Ruth Kowalski, geb. Hildebrandt, und vier Kinder frühstücken. Nur eine spärliche Beleuchtung ist eingeschaltet, noch ausreichend sichtbar in der Morgenstunde für Außenstehende und Kontrolleure. Es klopft an der Scheibe – eine Person im dunklen Anzug und Mantel fordert die Eltern auf, das Haus zu verlassen, Flucht mit dem Zug in den Abend-

stunden, spätestens übermorgen.

Plötzlich ist es vorbei mit der Ruhe im Haus, alles ist ganz anders. Zur Entlastung der Eltern – sie haben jetzt wichtige Aufgaben in kürzester Zeit zu erledigen – werden mein Bruder und ich gut »eingepackt« in den Hof – in den Schnee geschickt. Den Bürgersteig haben wir auch vom Schnee befreit, soweit für die Fußgänger erforderlich.

Die Stunden vergehen – sehr schnell – zwei Nächte werden von den Eltern zum Tag gemacht. Es ist der 28. Januar 1945 gewesen – so haben es uns die Eltern auf Rückfragen gesagt. Wir stehen abends auf dem Bürgersteig – fertig zum Abmarsch – und die Worte meines Vaters an einen Bekannten höre ich heute noch: »Pass gut auf alles auf, in 14 Tagen sind wir wieder zurück, sagte mir der Kontrolleur.«

Es geht durch den Schnee Richtung Bahnhof; Vater mit Rucksack und zwei Koffern, Mutter mit einer Schwester auf dem Arm, die andere Schwester folgt an der Hand, mein Bruder und ich tragen unsere Rucksäcke.

Der angekündigte Zug beför-

dert uns über Gollnow nach Swinemünde. Die Adresse von Tante Gertrud Morgenstern, geb. Kowalski ist bekannt. Hier wollen wir die nächsten Tage bis zur Rückkehr bleiben.

Sehr schnell ändert sich hier die Situation. Ich kann mich an mehrere Erschütterungen in der Nähe erinnern. Im nahen Hafenecken habe ich zum ersten Mal mehrere Schiffe in verschiedenen Schiefelagen gesehen. In meinem Gedächtnis völlig verschwunden ist die zwangsläufig erforderliche Weiterfahrt – wieder in Richtung »Westen«. Am 18. Februar 1945 hält ein Zug in Lauenbrück, Kreis Rotenburg/Wümme. Ankunft in der Nacht – mehrere Planwagen stehen für die Beförderung der noch vorhandenen Gepäckstücke bereit. Alle Personen aus dem Waggon müssen aussteigen, und jetzt erkenne ich, es sind auch die Großeltern Friedrich und Eva Kowalski aus der Danziger Straße, die Großeltern Friedrich und Anna Hildebrandt aus der Grünstraße, Tante Hilde Kowalski, Tante Ernestine Bawulski, geb. Kowalski und Cousine Petra – noch ein Baby – dabei.

Jetzt sind wir in der Fremde – die ausgegebene »Beruhigungspille« – nach 14 Tagen geht es wieder zurück – verliert schnell,

sehr schnell die Wirkung. Sprachlosigkeit und Verzweiflung in allen Gesichtern – auch der kleinste im Wind schwankende Halm, der Arbeit und Brot bedeutet, wird ergriffen. Vater und Mutter haben nichts unversucht gelassen.

Sechs Jahre vergehen. Familie Fritz Kowalski zieht im September 1951 nach Wuppertal. Vater hat hier in einer Lackfabrik eine Arbeitsstelle bekommen. Schon in Neustettin hatte die Firma Kowalski die Produkte dieser Lackfabrik verarbeitet.

Nur noch selten wird in der Familie über die Heimat, über Neustettin gesprochen. Neuigkeiten erhalten wir dann aus der »Pommern-Zeitung 0171, einige Bücher, Bildbände werden gekauft und gelesen. Viele Fragen an die Eltern – mit zunehmendem Alter der Kinder sind es auch kritische Fragen – werden nicht ausführlich beantwortet. Die Blicke von Vater und Mutter sind nur nach »vorn« in die Zukunft gerichtet.

Für mich ein Wunsch: der durch die noch vorhandene Erinnerungen gesponnene, seidene Faden Richtung Neustettin darf nie zerreißen. Mit großer Aufmerksamkeit lese ich Bücher und Berichte mit dem Thema »Pommern« Nicht selten träume ich – ich stehe in der Bahnhofstraße 44 an der Haus-

türe – erwache – wieder nur ein Traum! Mir scheint – Erinnerungen schreien im Traum um Hilfe, bevor sie in der Schublade »Vergessen« für immer verschwinden. Bekanntlich ist Träumen wichtig, im »Kopf« wird aufgeräumt und für die vielfältigen Probleme des Alltags werden Lösungen ausgebrütet.

So ist es zu erklären – aus dem Wunsch – nach Neustettin zu fahren – ist eine Pflichtveranstaltung geworden. Den nur noch wenigen Kritikern, die meinen, es ist doch ein Luxus in der heutigen Zeit, Zeit zu haben für eine Unternehmung mit unsicherem Erfolg, erwidere ich: »Diese »Bildersuchfahrt« ist für mich von größter Bedeutung.« Tatsächlich besitze ich nur ein kleines Foto – aus dem Jahre 1944 oder früher – vor dem Haus ist unser Auto geparkt, später von einer Behörde für »wichtigere« Fahrten beschlagnahmt. Die entscheidende Frage lautet: Steht das Elternhaus und das Werkstattgebäude im Hof noch?

Die Vorbereitungen beginnen. Vom Polnischen Fremdenverkehrsamt in Berlin erhalte ich die gewünschten Informationen, für den täglichen Gebrauch lerne ich einige Worte und Redewendungen – es ist eine »schwere« Sprache – und von Freunden und Bekannten

immer wieder der Tipp: ein Zwischenstopp in Stettin muss sein! Wenn einer eine Reise tut, dann braucht er einen Begleiter. Wer wird für mindestens drei Tage mit mir auf Tour sein wollen?

Zunächst fahre ich mit meiner Frau in den Süden – Kaiserstuhl-Gebiet – zu dem vereinbarten jährlichen Treffen mit Freunden aus der Schweiz. Ich kenne sie schon seit 1947. In dem Elternhaus habe ich fünf Monate und im Jahr 1949 drei Monate gelebt, bin mit ihnen gemeinsam zur Schule und auf die Berge gegangen.

Diesmal führt die Anreise durch Endigen. Es ist Sonntag. In den Straßencafés, Wirtschaften und Eissalons herrscht Hochbetrieb. Nur sehr langsam gelangen wir über das holprige Kopfsteinpflaster durch das alte Stadttor wieder in die Weinberge.

Spontan beschließen wir, hierhin müssen wir noch einmal fahren, und schon am folgenden Dienstag – Traumwetter – sind wir wieder da. Ab dem ausgewiesenen Parkplatz oberhalb der Stadtmauer führt der Weg ins Zentrum. Es ist viel ruhiger heute – wir bestaunen die mit viel Liebe restaurierten Fassaden, den prächtigen Blumenschmuck an Laterne und Brunnen, vor den Türen und Fenstern.



ERINNERUNGEN AN UNSERE HEIMAT IN POMMERN



In einer Seitenstraße entdecken wir eine Bäckerei. Für das Mittwoch-Frühstück benötigen wir Brötchen. Mit einem freundlichen Gruß betreten wir den Laden. Frau Bäumer (der Name ist geändert) schaut uns an. Das sind Urlauber. Schon nach wenigen Worten spüre, merke ich, so ganz passt ihr Dialekt nicht in diese Landschaft. Hier wird doch anders gebabbelt! Mir hilft in diesem Moment mein 1½ Jahre andauernder Aufenthalt am Rande des Schwarzwaldes.

Und so kommt's. Frau B. erzählt, ihre Heimat sei Pommern – kennen Sie das – genauer gesagt: Gollnow. Wir sind im Winter 1945 geflüchtet, meine Mutter, mein Bruder und ich – zunächst Richtung Swinemünde – dann nach Dänemark – von dort ausgewiesen nach Deutschland und hier in Forchheim, ganz in der Nähe, gelandet. Jetzt stehe ich hier, der Sohn führt die Bäckerei weiter, ich helfe im Verkauf. Aber – und das ist für mich ganz wichtig – jedes Jahr nehme ich mir die Zeit, um mit dem Bruder, der in Hamburg wohnt, unser Gollnow zu besuchen. Es fällt uns immer schwerer, auch wir werden älter. Wir sind immer wieder sehr glücklich, es geschafft zu haben. Wir können nur auf ein mit Grünzeug überwuchertes Grundstück schauen,

das Elternhaus ist im Krieg total zerstört worden.

Noch immer ist unsere Bestellung geheim. Frau B. ist neugierig. Ich verrate – Pommern ist auch meine Heimat, Neustettin – etwas weiter östlich gelegen, meine Frau ist in Wuppertal geboren. Ob mein Elternhaus steht, ist mir nicht bekannt. An dieser Stelle will Frau B. mich unterbrechen – dann fahre ich fort – seit Jahren plane ich, und nach diesem Urlaub hier am Kaiserstuhl soll die Fahrt nach Pommern starten, endlich!

Nur noch mahnende Worte hat Frau B. parat. Sie kann es nicht glauben – noch so jung und bis heute nicht in der Heimat gewesen! Egal was Sie dort vorfinden – fahren Sie endlich – Sie werden diesen Moment zu Hause zu sein – nie mehr vergessen. Und hier sind die Brötchen!

Diese »Ender Geschichte« habe ich im nächsten Gespräch mit unserem Sohn kurz erwähnt. Nach weiteren elf, sehr abwechslungsreichen Tagen im Hochschwarzwald und Elsass sind wir nach Wülfrath zurückgekehrt.

Die Überraschung folgt bei unserem Treffen: »Vater, ich habe einen Tag Urlaub beantragt– wir fahren vom 6. bis 8. Oktober 2012 – im Novotel in Stettin habe ich Zimmer und Parkplatz gebucht«.

Fahrt – I. Etappe

Samstag – 6-10-12 – wie vereinbart: Kurz vor 9 Uhr steht Nico mit seinem »schnellen« Auto vor der Haustüre. Das Gepäck ist bald verstaut, eine herzliche Verabschiedung und beste Wünsche für die Fahrt: Start – Richtung Stettin.

Es geht zügig voran, ab Autobahn-Dreieck Werder fahren wir »links« an Berlin vorbei – Dreieck Havelland – Pause und Betankung am Autohof Oberkrämer – Dreieck Schwanebeck, dann ab Wandlitz weiter über die Bundesstraßen 273, 109 und 167 in Richtung Niederfinow zum Schiffshebewerk. Uns interessiert die dort schon lange angewandte, bewährte Technik. Je weiter wir nach Norden vordringen, um so dunkler werden die Wolken. Der Wind, der schon lange unser Begleiter ist, erreicht Sturmstärke – aus unserer Sicht. Und kurz vor Erreichen des Kanals öffnen sich die Schleusen – über uns! Hier abwarten, zwecklos! Autobahnauffahrt Chorin – ab Anschluss Penkun etwa haben wir wieder das beruhigende Gefühl, wir sind auf einer Autobahn unterwegs. Die EU-Gelder – auf Hinweistafeln verkündet – sind hier gut angelegt. Danke! Unsere »Pferdestärken« dürfen sich austoben – Grenzstation erreicht – wir wählen die Ausfahrt

Kolbitzow (polnisch Kołbaskowo) und nähern uns auf der Fernstraße 13 Stettin. Die ersten Vorboten der Hafenstadt sind deutlich zu erkennen. Über Ausfahrten an mehreren Kreisverkehren im richtigen Moment und zu unserer großen Überraschung meldet das Navi gegen 16.30 Uhr: Sie haben das Ziel erreicht!

Ein glücklicher Moment! Dank und Anerkennung, Nico hat wieder einmal seine bekannten Fahrerqualitäten bewiesen. Begrüßung an der Rezeption – Garderobenwechsel, mit dem Fahrstuhl hinunter, und nach kurzer Rücksprache erhalten wir einen Stadtplan mit der gewünschten Besichtigungsrouten, farbigen gekennzeichnet, Abweichungen jederzeit möglich.

Wir starten abwärts in Richtung Oder, links das riesige Postgebäude, die Johanneskirche folgt nach wenigen Metern. Und schon ist die oft genannte Hakenterrasse nicht zu übersehen. Hier wird z. Zt. gearbeitet, die notwendigen Absperrgitter stören nicht. Über mehrere Stufen oben angelangt, Cafés und Biergärten unter sehr altem Baumbestand, ein fröhliches Treiben der vielen Touristen nicht zu überhören. Im »Rücken« das imposante Gebäude der Marineschule und das auffällige Schiff-

fahrtsmuseum; Richtung Osten ein weiter Blick auf die Oder und das Hafengelände. Auf der rechten Seite folgt ein riesiger Backsteinbau, die Peter- und Paul-Kirche. Im Bereich einer Fußgängerampel überqueren wir die vierspurig ausgebauten Straße, die zu Oderbrücke führt, vor uns aufgereiht die einfach dreinschauenden Professorenhäuser. Im Bereich der großzügig gebauten Bushaltestellen eine größere Menschenmenge, rufend und winkend. Ein »Pendlerbus« ist gerade angekommen, die »Heimkehrer«, nur mit leichtem Gepäck an der Hand, freuen sich sicher auf nur wenige Stunden Besuch in der Heimat. Schon am frühen Montag werden sie wieder von hier starten in Richtung Westen zu den Arbeitsstellen.

Nico hört zu: »Auch bei uns in Deutschland hat es das gegeben, viele, viele Jahre her! Aus Ostfriesland z.B. sind Arbeiter mit Sonderzügen bis nach Stuttgart gefahren, Monat für Monat, bis vor die Werkstore der Autobauer. Sie hatten damals keine andere Wahl.«

Wir sind inzwischen eine Weile unterwegs. Vor uns – wieder in Richtung Oder – ein großes Bauwerk. Langsam nähern wir uns, ein Moment der Spannung, wie von Geisterhand werden Laterne, Lichtbänder und die vielen

versteckt montierten Strahler eingeschaltet, jetzt noch genauer zu erkennen, ein »Klotz« mit enormen Ausmaßen, geschmückt mit Gesimsen und Ornamenten, Fenstern mit Sprossen, nicht zu zählen: es ist das Schloss der Pommerschen Herzöge.

Wir stehen im Innenhof, wir schauen uns um und sind begeistert. Wir werden informiert über die bewegende Geschichte dieser Mauern, wir hören Musik in unterschiedlicher Lautstärke – aus dem Konzertsaal in die prächtige Arena – ein einladender Moment, dass wir ihn genießen dürfen – mit vielen anderen staunenden Besuchern gemeinsam – ein Geschenk!

Ohne großen Antrieb – verständlich – verlassen wir den Schlosshof auf einer zur Oder hin abfallenden, schmalen Gasse, Platz nur für eine Kutsche, Kopfsteinpflaster alt, sehr alt – jeder einzelne Stein könnte sicher seine Geschichte erzählen. Auf der rechten Seite der Loitzenhof – mehrere Stockwerke hoch das ehemalige Stammhaus der Banker Loitz. Links von uns noch immer das mächtige Schloss, auf der breiten Stützmauer thronen die kunstvoll geschmiedeten Zäune, die an den Stützen verankerten Strahler schicken ihr Licht hinauf bis zu den Turmspitzen.

Nicht weit entfernt der alte Markt, mit den vielen aneinander gebauten Giebelhäusern, das alte Rathaus, ein sehenswerter Wiederaufbau mit z.T. stilgetreuen Rekonstruktionen. Wahre Meister sind hier tätig gewesen – einige Gerüste verraten – sie sind es noch. Die hier getroffene Auswahl der Straßen-, Platz- und Bürgersteigbeläge ist nicht zu übersehen. Kopfsteinpflaster und große rechteckige Platten, verlegt ohne Rücksicht auf die zweifellos vorhandenen Schäden – Alterung – Abnutzung oder auch Krieg – sind sehr ansprechende Gestaltungselemente – passend zum Stadtbild!

Nicht weit entfernt ein Rest der Stadtmauer. Es ist das aufwendig

restaurierte Hafentor. Auch hier erzeugen Lichtquellen ein faszinierendes Licht- und Schattenspiel.

Wie nach einem Museumsbesuch – müde und erschöpft von der Länge der Wanderung und den vielen Eindrücken – erreichen wir das Hotel. Wir bedanken uns für die erhaltene Orientierungshilfe und »unterschreiben« sofort: Stettin, Stadt mit Ausstrahlung, Stadt mit Anziehungskraft – und hören dann sehr aufmerksam als Antwort unserer Bewunderung: »Stettin hat gerade erst mit dem Wiederaufbau und Umbau begonnen, geben Sie dieser Stadt bitte noch etwas Zeit!«

Fortsetzung folgt

termine termine termine termine termine

Treffen der ehemaligen Bewohner von Groß und Klein Küdde,
Himmelfahrtstreffen 2016 in Scharbeutz, Auskunft: Tel. 0381-683687

Treffen der Grünewalder vom 2. bis 4. September 2016 in Hitzacker,
Auskunft: Tel. 02102-841170

Öffentliche HKA-Sitzung am 27.02.2016 im Brauhaus in Eutin, Auskunft: Tel. 039959-20787

Pommerntage vom 4. bis 6. Juni 2016 im Pommernzentrum in Lübeck-Travemünde, Europaweg 3

Bärwalder Treffen, voraussichtlich vom 7. bis 9. Oktober 2016 in Bad Malente-Neukirchen, Auskunft: Tel. 04105-82369 oder 039959-20787

termine termine termine termine termine

Die Seiten

44 bis 52

**sind im Internet leider
nicht verfügbar!**

Unsere Reise nach Pommern

Am Ostermontag, 6. April 2015, machen wir uns auf, um die Heimat meiner Eltern kennenzulernen. Wir – das sind mein Mann Norbert, unsere Tochter Kathrin mit ihrem künftigen Ehemann Jörg und dem gemeinsamen Baby Luuk (7 Monate alt) sowie unser Sohn Frithjof und seine Frau Nora und ich, Helga Staeck-Brinkmann. Meine Eltern waren Wilhelm Staeck, der in Ratzebuhr in der Tempelburger Straße 21 lebte, und meine Mutter Elisabeth, geb. Maske, deren Familie aus Vangerow stammte, aber später in Ratzebuhr in der Forststraße 17 wohnte.

Nach einer Zwischenübernachtung in Berlin checken wir am 7. April abends im Hotel Pojezierze in Neustettin ein. Am Morgen des 8. April fahren wir nach dem Frühstück nach Ratzebuhr. Von Neustettin führt die Straße fast schnurgeradeaus dorthin. Rechts und links liegen riesige, ausgedehnte Felder und Wälder. Auf den Feldern sind Landmaschinen im Einsatz, es wird gepflügt. In den Fichtenwäldern sehen wir am Rande der Straße häufig Kolonnen von Arbeitern, die Bäume gefällt haben und nun die Stämme auf Lastwagenanhänger laden.

Nach circa 20 Kilometern liegt vor uns eine kleine Anhöhe, auf der linken Seite sieht man einen Turm mit Telegrafmasten im Wald stehen. Dies ist schon der Tetzlaffberg. Kurz darauf fällt die Straße wieder ab und wir sehen im Tal vor uns Ratzebuhr (heute Okonek) liegen. Meine Aufregung steigt: Was wird mich hier erwarten und werde ich enttäuscht von dem sein, was wir vorfinden und was ich nur aus Erzählungen kenne?

Ich bin überrascht, wie überschaubar und klein die Stadt ist. Ab dem Ortseingang stehen zu beiden Seiten der Straße kleine Häuschen aneinandergereiht, die noch aus der Vorkriegszeit stammen. Sie sind nicht wesentlich verändert oder renoviert worden. In einem der ersten Häuser auf der linken Seite ist auf einem Dach ein Storchennest mit zwei Störchen. Rechterhand liegt ein idyllischer kleiner Platz, mit Linden bestanden, um den herum U-förmig niedrige Häuser stehen. Ursel Solka, die einzige noch in Ratzebuhr lebende Deutsche, sagt uns später, dies sei der Adolf-Hitler-Platz gewesen (auf alten Stadtansichten wird er Viktoriaplatz genannt).

Auch die Bauten hier stammen aus der Vorkriegszeit. Einige sind bunt angestrichen, aber sonst scheint auch hier nichts verändert worden zu sein.

Wir fahren auf eine Ampelkreuzung zu. Auf der gegenüberliegenden Seite kann man links die Petrikirche sehen, rechts steht das alte Schulgebäude, aus Backsteinen gebaut. Wir biegen rechts ab und parken an einem Kiosk. Hier im Dorfkern stehen mehrere neue Plattenbauten, in denen Ursel Solka wohnt. Kathrin und ich holen sie dort ab und stellen ihr die Mitglieder unserer kleinen privaten Reisegruppe vor. Uns interessiert natürlich besonders, warum Ursel Solka in Pommern geblieben ist, nachdem das Land polnisch wurde, und nicht wie alle anderen Einwohner vertrieben wurde. Sie erklärt uns, dass ihr Vater sehr viel technisches Know-How hatte und als einziger gewährleisten konnte, dass bestimmte Betriebsanlagen weiterlaufen konnten. Er war für die neuen Bewohner unentbehrlich und durfte deshalb nicht mit seiner Familie ausreisen.

Ursel Solkas Schwester ist später in die Bundesrepublik gezogen, während Ursel einen Polen kennen- und liebenlernte, heiratete und im Ort blieb. Ihr Mann ist nun schon viele Jahre tot, und ihre bei-

den Kinder wohnen in Deutschland. Ursel Solka ist 86 Jahre alt und möchte nicht mehr wegziehen, sondern in dem Landkreis, in dem sie geboren ist, sterben und neben ihrem Mann beerdigt werden. Trotzdem gibt sie uns zu verstehen, dass sie es nicht leicht gehabt hat, sich in dem nun »fremden« Land durchzusetzen.

Von ihrem Aussehen und ihrer ganzen Ausstrahlung her erinnert sie mich stark an meine Oma Minna. Sie ist klein, geistig sehr frisch und trotz eines Gehstocks doch noch sehr agil und beweglich.

Als erstes fahren wir in die Forststraße, in der meine Mutter mit ihren Eltern wohnte. Das Haus Nr. 17 steht noch, es ist mit einem hohen Lattenzaun umgeben und im Hinterhof gibt es mehrere Holzschuppen. Genauso hat meine Mutter es mir beschrieben. Auf dieser Straßenseite sind noch alle alten Häuser erhalten. Einige sind renoviert und neu angestrichen worden. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite sind neue Bauten wie ein Kindergarten und eine Schule entstanden.

Wir fahren nun zurück und biegen in die Tempelburger Straße ein und halten vor dem Elternhaus meines Vaters. Es ist ein Doppelhaus, die rechte Hälfte gehörte der Schwester meines Großvaters,

Minna Goede, und die linke Hälfte gehörte meinen Großeltern. Das Haus ist noch gut erhalten, aber in die Jahre gekommen. Wir steigen aus und werfen einen Blick in den Hinterhof. Hier ist ein Miniaturgarten, in dem kleine Beete mit Findlingssteinen voneinander abgegrenzt sind, was sehr hübsch aussieht. Im Hintergrund steht ein gemauerter Schuppen, der inzwischen aber verfällt. Das Dach ist marode. Mein Vater erzählte, dass in diesem Stall eine Ziege und die pommerschen Gänse gehalten wurden.

Mit unseren beiden Autos und unserer großen Gruppe erregen wir Aufmerksamkeit und es kommen zwei Männer aus den Häusern, um nachzusehen, was wir hier wollen. Ursel Solka erklärt ihnen, dass meine Großeltern und mein Vater früher hier gewohnt haben und dass wir uns das Haus deshalb von außen ansehen möchten.

Nach den Erzählungen meines Vaters hat meine Großmutter die Ziegel für dieses Haus selbst geformt. Ursel Solka übersetzt dies, allerdings sind die beiden Männer hiervon nicht sonderlich beeindruckt. Als wir wieder in die Autos steigen, halten sie die Hand auf und erwarten einen kleinen Obolus dafür, dass wir uns das Haus

ansehen durften. Hier wird Ursel Solka aber energisch. Sie ist empört, dass diese Leute die Häuser mitsamt dem Mobiliar übernehmen konnten und nun noch Geld dafür verlangen, dass wir einen Blick darauf werfen durften.

Ich persönlich bin sehr glücklich, dass ich alles mit eigenen Augen sehen kann. Die Beschreibungen meiner Eltern waren sehr genau und ich kann jetzt alles viel besser nachempfinden und freue mich über jede Kleinigkeit, die ich entdecke und die ich von den Erzählungen kenne.

Das Elternhaus meines Vaters ist das vorletzte Haus, bevor die Straße in einer Biegung unter einer Bahnüberführung verschwindet. Das Gelände unterhalb des Bahndamms ist mit Gras bewachsen und etwas abschüssig. Dabei erinnere ich mich an Erzählungen, dass diese Grasböschung im Frühjahr angezündet wurde, um Ungeziefer zu vernichten und den Wuchs des frischen Grasses zu fördern. Zu dieser Zeit hat Manfred, der kleine Bruder meiner Mutter, sich einmal in seinem guten Sonntagsanzug die abgebrannte Böschung hinunterkullern lassen.

Wir fahren weiter zum Bahnhof von Ratzebuhr. Er liegt weit außerhalb der Stadt und macht einen verwahrlosten Eindruck. Das

nächste Ziel ist die Petrikirche. Ursel Solka besorgt vom Gemeindebüro (Pfarrhaus) auf der gegenüberliegenden Straßenseite den Schlüssel, so dass wir die Kirche betreten können. Das Kircheninnere ist jetzt schlicht gehalten und weiß getüncht. Auf alten Fotografien erscheint das Gewölbe über dem Altarraum bunt bemalt. Die Bevölkerung in Pommern war früher fast ausschließlich evangelisch. Seitdem dieses Gebiet zu Polen gehört, sind die Kirchen nun nahezu alle katholisch, so auch die Petrikirche.

Legendär war nach den Erzählungen meiner Eltern das Quempass-Singen im Frühgottesdienst am 1. Weihnachtstag. Nach einem Bericht im Heft »Mein Neustettiner Land« verließen die Schulkinder frühmorgens mit leuchtenden Papierfackeln ihre Wohnhäuser und trafen sich vor dem Schulhaus. Hier wurden vier Gruppen gebildet, die vier verschiedenen Chöre. Der Organist Wetzels führte die Gruppen zum Pfarrhaus, um den Pfarrer abzuholen. Beim Klang der Kirchenglocken ging der Pfarrer mit den Kindern in Zweierreihen zur Kirche. Nachdem wir den Kirchenschlüssel zurückgegeben haben, fahren wir zum Friedhof von Ratzebuhr. Er besteht aus zwei Teilen: rechts

liegt der alte Friedhof aus deutscher Zeit, auf dem aber in den ersten Nachkriegsjahren auch noch polnische Bewohner beerdigt wurden. Links ist ein neuer Friedhof mit einer Friedhofskapelle entstanden, der mittlerweile recht groß ist.

Da wir auf der Spurensuche unserer Vorfahren sind, interessieren wir uns nur für den alten Friedhof. Das Gelände liegt in einem lichten Wäldchen. Zwischen dem trockenen Laub vom letzten Herbst leuchten Kissen mit blauen Leberblümchen unter den Bäumen. Der Teil des alten Friedhofs, auf dem polnische Bewohner beerdigt wurden, ist intakt, die Gräber sind gepflegt. Der alte deutsche Teil ist überwuchert, die Gräber mit Moos überwachsen. Es sind nur noch wenige Grabsteine erhalten. Die Inschriften sind jedoch kaum leserlich, weil die Steine so verwittert sind. Frau Solka erzählt, dass der Friedhof nach dem Krieg noch weitgehend erhalten war. Inzwischen wurden jedoch die Gräber geplündert und die Marmorplatten abgebrochen und verkauft. Auch das Grab meiner Uroma Juliane Staack, geborene Schoepke, finden wir nicht mehr.

Ein Grab sticht besonders hervor, weil es als einziges gepflegt ist. Dieses Grab gehört der deutschen



*Leise rieselt
der Schnee;
still und starr
liegt der See,
weihnachtlich glänzet
der Wald,
freue dich, Christkind
kommt bald.*

Familie Lubenow, die nach dem Krieg in der Umgebung von Ratzebuhr geblieben ist. Elzbieta Marta Lubenow überlebte ihren Mann um viele Jahre. Ursel Solka war mit ihr befreundet und hat nach deren Tod bis zum letzten Herbst das Grab regelmäßig gepflegt. Jetzt jedoch wird ihr die Grabpflege wegen ihres Alters zu beschwerlich, auch fühle sie sich gesundheitlich nicht so gut.

Wie schwer muss es sein, in einem Land zu leben, in dem von den eigenen Familienangehörigen, Nachbarn und Freunden aus der Kindheit kaum noch jemand lebt! Ich bewundere Ursel Solka für ihren Lebensmut. Dieser Friedhofsbesuch macht uns alle sehr nachdenklich. Als nächstes steht das Dorf Vangerow auf unserem Programm. Wir fahren zurück Richtung Neustettin und biegen bei **Lottin** rechts

ab. Hier wohnte die Familie von Hertzberg. Kurz darauf haben wir Vangerow erreicht. Man fährt eine leichte Anhöhe hinauf. Links vor uns stehen hinter Bäumen Plattenbauten. Etwa an dieser Stelle hat das Schloss der Familie von Bonin gestanden, das beim Einmarsch der Russen vollständig niedergebrannt und zerstört wurde. Rechterhand erkennt man Stallungen. Zunächst sieht man ein großes Betongebäude, das in den 1950-er Jahren als Kuhstall für etwa 150 Kühe gebaut wurde. Seit den 1980-er Jahren wurde es dem Verfall preisgegeben. Inzwischen ist es vollkommen marode, das Dach ist komplett abgedeckt und es stehen nur noch die Seitenwände.

Links neben diesem maroden Gebäude stehen die alten Stallungen des ehemaligen Gutshofes. Fast im rechten Winkel schließt

sich die ehemalige Schnapsbrennerei des Gutes an. Der hohe Schornstein steht noch, ansonsten ist das Gebäude leider nur noch als Ruine vorhanden. Zerstört wurde die Brennerei erstaunlicher Weise nicht im Krieg, sondern erst in der Nachkriegszeit. Es sind nun 70 Jahre vergangen, seitdem der Betrieb auf dem Gut eingestellt wurde, aber an den noch vorhandenen Mauerresten und der Bauweise dieser Ziegelgebäude erkennt man, wie stattlich früher einmal alles gewesen sein muss.

Der Straßenverlauf macht hinter den alten Stallgebäuden eine Rechtskurve. Man fährt auf einen rundlich-ovalen Rasenplatz zu. Hier war früher ein Dorfteich, heute ist er zugeschüttet. Rechts davon liegt die alte Kirche von Vangerow, im Fachwerkstil gebaut. Links vor dem ehemaligen Teich geht ein Weg weiter zu einer Handvoll Häusern, die unversehrt geblieben und recht gut instand gehalten sind.

Da Oma Minnas Familie in diesen Häusern gewohnt haben muss, steigen wir aus und gehen zu Fuß vor den Häusern her. Ich hatte mir die Wohnhäuser wie kleine Katen vorgestellt, sie sind jedoch sehr solide gebaut und müssen für die damalige Zeit geräumig gewesen sein. In einem dieser Häuser wohnte die

Familie Maske, also die Eltern und Verwandten meines Großvaters. Hinter diesen Häusern liegt in einem verwilderten Garten ein Haus, das in einem anderen Stil erbaut wurde. Wir öffnen den Zaun und betreten das Grundstück. Das Haus ist so, wie es heute hier steht, von den Besitzern, einer Familie Rathke, verlassen worden. Durch ein Fenster sehen wir, dass noch Möbel im Haus stehen. Das Haus verfällt allmählich, einst muss es sehr schön gewesen sein. Ursel Solka erklärt, dass man hier Landwirtschaft betrieben hat. Einen eigenen Brunnen gibt es nicht, und für die Bewohner war es sehr beschwerlich, Wasser von der Küddow, die unten im Tal fließt, heraufzuholen.

Auf dem Rückweg zum Auto geht Ursel Solka mit uns schnurstracks durch die Hintergärten der Häuser. Eine alte Frau mit Kittelschürze kommt aus dem letzten Haus und spricht mit Ursel Solka Polnisch. Diese übersetzt uns, dass die Frau im Krankenhaus war und es ihr nicht gut geht.

Zurück am Auto, fahren wir einen gewundenen Sandweg unterhalb des verlassenen Hauses zur Küddow hinab zur Schneidemühle. Zu Fuß überqueren wir drei Holzbrücken, die über die Küddow führen. Dieser Fluss war

früher die Grenze zwischen Pommern und Westpreußen.

Hier habe ich nun vollends das Gefühl, dass die Zeit entschleunigt ist und an Bedeutung verloren hat. Es herrscht eine tiefe Ruhe, das Küddowtal ist überaus male- risch, die Bäume wachsen wie im Urwald. Jetzt haben sie noch kein Laub, im Sommer muss es hier unten schattig und kühl sein.

An einer der Brücken liegt die Schneidemühle – das Sägewerk für die vielen Bäume, die hier im Um- land wachsen. Die Mühle ist in ei- nem hervorragenden Zustand mit einem großen Grundstück rund- herum. Ursel Solka ist auf den Be- sitzer jedoch nicht gut zu sprechen. Sie zeigt uns, dass er die Böschung seines Grundstücks oberhalb der Küddow mit Feldsteinen befestigt hat. Diese Steine sollen seine Ar- beiter vom Vangerower Friedhof geholt und hier verbaut haben. Langsam machen wir uns auf den Rückweg – wir verspüren keine Eile, sondern nur eine große Ruhe. Während wir mit unseren Autos vorsichtig wieder hinauffahren, zeigt uns Ursel Solka eine Be- sonderheit. Rechts und links des Weges wachsen Tannen in einer seltsamen Form. Sie erklärt uns, dass hier früher eine Tannenhecke war, die regelmäßig geschnitten wurde. Nach dem Krieg ist das

nicht mehr gemacht worden, des- halb sieht man, dass die Stämme bis zu einer Höhe von circa 1,5 m gerade nach oben wachsen. Dann wachsen sie fast im rechten Win- kel etwa 30 – 50 cm von der Straße weg, um dann wieder eine Wuchs- richtung nach oben einzunehmen. Inzwischen haben die Bäume eine beträchtliche Höhe erreicht.

Zuletzt sehen wir uns noch die alte Fachwerkkirche von Vangerow an. Dazu muss der Schlüssel von einem benachbarten Haus geholt werden. Die Schlüsselübergaben sind jedesmal mit einem kleinen Obolus verbunden.

Die Kirche ist Ende des 18. Jahr- hunderts erbaut worden. Von wei- tem sieht alles gut erhalten aus. Es steht aber nur die äußere Hülle. Man hat in den alten »Kirchman- tel« eine neue Kirche eingebaut mit Fensternischen an genau den Stellen, die auch die alte Kirchen- mauer hat. Von innen sind Kunst- stofffolien eingesetzt worden, die wie Bleiverglasungen aussehen. Betrachtet man die Kirche von außen, sieht man, dass hinter den Fenstern, die an der Außenmauer sichtbar sind, diese künstlichen Bleiglasfenster durchschimmern. Der Innenraum wurde ganz neu ausgestaltet, sehr schlicht.

Wir bringen Ursel Solka wieder nach Hause. Auf dem Rückweg

nach Neustettin steigen wir noch auf den Tezlaffberg. Es ist nur eine kurze Strecke bis zum Bismarckturm, der auf der Anhöhe steht. Leider ist der Turm geschlossen. Auf seiner Spitze sind Funkmasten und Satellitenschüsseln angebracht, die das Bild leider verschandeln.

Der Abstieg kommt uns steiler vor. Dies war damals die Schlittenpiste von unserem Vater und den Ratzebuhrer Kindern. Da das obere Stück fast gerade abfällt, müssen die Schlitten hier richtig Fahrt bekommen haben.

Am nächsten Tag kehren wir noch einmal nach Ratzebuhr zurück, da wir den Wockingsee nicht gesehen und auch die Zarne, die durch den Ort fließt, nicht richtig wahrgenommen haben. Auf dem Weg dorthin besichtigen wir die Kirche in Bahrenbusch, eine der ältesten Stabholzkirchen.

An der Kirche in Bahrenbusch arbeitet ein Mann im Garten des Hauses neben der Kirche und kommt uns nach, um uns den Schlüssel zu bringen. Wir winken ab, diesmal reicht uns die Außenansicht. Nachdem wir einmal um die Kirche herumgegangen sind, steigen wir wieder in die Autos und fahren nach Ratzebuhr.

An der großen Ampelkreuzung

in der Ortsmitte biegen wir links ab, fahren an der Petrikirche vorbei und sehen nun auch die Zarne, die hinter der Kirche entlang fließt. Wir überqueren die Brücke, danach führt die Straße auch schon wieder aus dem Ort hinaus. Nach kurzer Zeit sehen wir links von der Straße ein Gewässer. Wir biegen hier ab und halten an dem Wasser an. Dies kann unmöglich der Wockingsee sein, dazu ist die Fläche viel zu klein! Etwas weiter links sehe ich ein Gebäude liegen. Wir haben das Heft mit den alten Ratzebuhrer Stadtansichten dabei und stellen fest, dass es sich um den Mühlenteich handelt. Also steigen wir wieder in unsere Autos und fahren bis zum Mühlengebäude. Wir vergleichen es mit der alten Fotografie und stellen fest, dass alles so geblieben ist. Nur der Zahn der Zeit nagt auch hier. Ein Arbeiter hat uns gesehen und kommt auf uns zu. Wir wenden unsere Fahrzeuge und fahren zurück auf die Hauptstraße.

Nach einigen hundert Metern sehen wir endlich den Wockingsee. Wieder biegen wir links ab und kommen an einen lichten Waldsaum, der den See umgibt. Wir steigen aus und gehen zum See. Was für ein Anblick!

Es ist ein wunderschöner Badesee, ringsum von lichten Bäumen

umgeben. An einer Seite gibt es einen langgezogenen Bau mit Umkleidekabinen, davor ist eine Badebucht, u-förmig mit einem Steg umgeben. Ein Sandstrand ist aufgeschüttet. Vergleicht man dieses Bild mit alten Fotografien, hat sich auch hier kaum etwas verändert.

Alles wirkt gepflegt. Als wir näherkommen, sehen wir, dass die Instandhaltung oder Wiederherstellung dieses Badegeländes mit Mitteln der Europäischen Union gefördert wurde. Wir umrunden die Badebucht einmal auf dem schwankenden Steg, der von weitem wie ein Holzsteg aussah, jedoch aus Plastikbohlen besteht. Rings um den See sind sehr einfache Ständer für Müllbeutel aufgestellt. Wenn diese Beutel wie jetzt in der Winterzeit nicht regelmäßig geleert werden, reißen sie durch den Wind leicht auf und der Inhalt verteilt sich.

Ein Weg führt rund um den See herum und wir umwandern ihn einmal. An einer Uferstelle sehen wir, dass Äste eines kleinen Baumes brutal abgebrochen wurden, um damit ein Lagerfeuer anzuzünden. Dennoch sind wir alle sehr angetan von der Schönheit des Sees. Auch zu diesem Ort gibt es eine Familiengeschichte: Meine Mutter erzählte mir, dass sie als Kind fast ertrunken wäre.

Sie hatte im Wockingsee gerade Schwimmen gelernt und wollte an einem Nachmittag mit dem Fahrrad dorthin fahren, um weiter zu üben. Sie sollte jedoch auf ihren Bruder aufpassen und hatte keine Erlaubnis. Also fuhr sie heimlich hin und wollte schnell wieder zurückkehren.

Sie schwamm kurze Zeit, hat dabei aber wohl ihre Kräfte überschätzt. Irgendwann konnte sie nicht mehr weiterschwimmen und versuchte, sich an einem Pfahl, der in den See gerammt war, festzuhalten. Das Holz war jedoch glitschig und sie rutschte ab. Dabei tauchte ihr Kopf unter, sie kam wieder hoch, glitt wieder ab, kam wieder hoch und geriet mehr und mehr in Panik. Ein Mann, der dies beobachtet hatte, half ihr an Land. Nachdem sie ihren Schock überwunden hatte, radelte sie schnell nach Hause. Dort hatten die Kinder aber bereits verbreitet: »Lieschen Maske ist ertrunken!« und ihre Mutter hatte schon erfahren, dass sie unerlaubt zum See hinausgefahren war. Es gab noch ordentlich Schelte. Meine Mutter hat dann als Mittvierzigerin noch einmal versucht, das Schwimmen zu erlernen. Ihre Angst war jedoch zu groß und sie ist nie wieder geschwommen.

Nach unserer Seeumwanderung

fahren wir wieder nach Ratzebuhr zurück. Ein paar hundert Meter westlich der großen Ampelkreuzung gibt es einen kleinen Kreisverkehr. Hier liegt die ehemalige Villa Höltke, die zu einem bedeutenden Versandsaathandel gehörte. Das Haus sieht noch genauso aus wie auf den Vorkriegsansichten, ist jedoch schiefergrau gehalten. Auch die Gartengestaltung ist wie vor dem Krieg. Wir vergleichen das alte Foto mit dem heutigen Anblick. Rechts und links neben dem vorderen Gartenzaun stehen Nadelgewächse, damals noch recht klein. Heute stehen dort Nadelbäume, allerdings riesenhoch. Wir fragen uns, ob dies die alten Bäume sein können.

Zwischen der Villa Höltge und dem Schulgebäude stand einst das alte Postgebäude aus rotem Backstein. Ursel Solka erzählt, dass dies das erste Gebäude war, das von den russischen Truppen niedergebrannt wurde. Wir vergleichen eine alte Fotografie mit dem heutigen Zustand. Man hat hier hohe hässliche Zweckbauten hingesetzt, in denen sich nun ein Supermarkt und Läden befinden. Bei der Neugestaltung der Hauptstraße und dieses Platzes ist das frühere Flair vollkommen verloren gegangen.

Den restlichen Nachmittag verbringen wir in Neustettin. Heute

ist ein sehr schöner, sonniger Tag und wir machen einen ausgedehnten Spaziergang am Streitzigsee entlang, vorbei an dem Schloss und der Hedwigschule. Beide Gebäude sind mit EU-Mitteln wunderschön restauriert worden, am Schloss werden noch weitere Arbeiten ausgeführt. An den Bäumen ist das erste zaghafte Grün zu erkennen. Wie schön muss es hier im Sommer sein, wenn die Bäume voller Laub stehen.

Der See ist am Uferrand mit hohen Binsen bewachsen. Wir kommen zu einer kleinen Landzunge mit malerischen alten Weiden, deren Äste weit ins Wasser hinabreichen.

Hier stehen Männer in Fischerhosen und mit hohen Gummistiefeln im Wasser, um die Binsen abzustechen. Etwas weiter entfernt sehen wir am Ufer ein sehr schönes Hotelrestaurant mit einer einladenden Terrasse zum See hin. Nach einem Imbiss spazieren wir in die Stadt zurück. Nora möchte gern in einem der Cafés am Rathausplatz den vielgerühmten Kuchen probieren. Wir suchen uns ein Café aus und verweilen hier kurz, danach trennen wir uns das erste Mal auf dieser Reise und jeder gestaltet den Rest des Nachmittags nach seinem Belieben.

Heute verbringen wir den letz-

ten Abend in Neustettin und nehmen das Abendessen im Restaurant unseres Hotels ein. Das Essen ist vorzüglich, ein gelungener Abschluss unserer Reise.

Ich bin unendlich froh, diese Fahrt nach Pommern gemacht und die Heimat meiner Eltern kennengelernt zu haben. Vieles kann ich jetzt besser verstehen und einschätzen.

Meine Mutter warf – vor allem in den ersten Nachkriegsjahren – oftmals die Frage auf: Was wäre, wenn wir wieder zurück könnten? Sie hat sich unendlich nach ihrer Heimat gesehnt, ihre Mutter und

mein Vater konnten sich besser arrangieren.

Nur wenige Wochen nach unserer Rückkehr erfahren wir von Dr. Siegfried Raddatz, dass Ursel Solka gestorben ist und sind sehr traurig. Damit ist auch die letzte Zeitzeugin tot, die als Kontaktperson dienen konnte. Wir bewundern die Tapferkeit von Ursel Solka, mit der sie ihre Situation in Polen gemeistert hat und ihren Lebensmut. Ihr Wunsch, in der Heimat zu sterben und die letzte Ruhe neben ihrem Mann zu finden, hat sich erfüllt. Leider viel früher als erwartet. *Helga Staeck-Brinkmann*

Zwei Busreisen nach Neustettin mit »Ostreisen«

Lagersche Straße 32, 32657 Lemgo

Telefon 05262-28 82 60, E-Mail: info@ostreisen.de

Termine	Tage	Preis
30. Mai bis 4. Juni 2016 mit Ausflug nach Schneidemühl	6	549 €
22. bis 27. August 2016 mit Ausflug nach Schneidemühl	6	549 €
Einzelzimmerzuschlag		95 €

Von Nachbarn und anderen lieben Leuten

von Friedchen Schönemann, verh. Lauersdorf

5. Fortsetzung, Schluss des Berichts

Was waren wir doch schon als dumme Schüler eingebildet, dass wir zur Mittelschule gehen durften. Wehe den Schülern der Volksschule, wenn sie es wagten, unseren Teil des Schulhofes zu betreten. Ganz schlimm wurde es, als die Schülmützen eingeführt wurden. Na, wer waren wir denn. Jetzt konnte doch jeder gleich sehen, in welche Klasse wir gehörten. Bei den Mädchen hielten sich diese Mützen aber nicht lange. Auf den bezopften Köpfen waren sie recht unbequem.

Wie gut ist es doch, dass man in diesem Alter seine eigenen Dummheiten gar nicht merkt. Aber nur Geduld, das Leben hat uns wohl allen beigebracht, worauf es wirklich ankommt.

Vergessen wollen wir auch nicht Fräulein Woytzel, die uns trotz ihrer Sehschwäche wunderschöne Handarbeiten gelehrt hat. Sie konnte so schlecht sehen, dass sie etliche Male mit zwei verschiedenen Schuhen oder Strümpfen zur Schule kam, für uns wieder ein Grund zu Spott und Lachen. Zei-

chenunterricht gab es bei Herrn Münchow. Da meine Malkunst viel zu wünschen übrig ließ, gab er mir den guten Rat, immer daneben zu schreiben, was es darstellen solle. Vielleicht war ich aber ein verkannter Picasso und meine Malerei eine moderne Kunstrichtung.

Genauso wenig Erfolg hatte ich in Musik. Herr Riedel hielt rein gar nichts von meiner Musikalität, und Vater meinte dazu, ich würde das schöne Lied ›Nach der Heimat möcht ich wieder‹ nach der Melodie singen ›Warum bist nicht gleich zu Haus geblieben‹.

Sind das köstliche Erinnerungen an die Schulzeit? Auch werde ich nie vergessen, wie ich mich einmal mit Heinz Kruz auf dem Schulhof geprügelt habe. Dem dicken Heinz platzte die Hose, und ich musste erstmal im Waschraum meine Blessuren kühlen und das Blut aus dem Gesicht waschen. Der Vater von Heinz hatte in der Langen Straße ein kleines Zigarrengeschäft. Im ersten Stock wohnte Schneider Stichert, auch nicht gerade einer

der Reichsten. Von dort musste ich ein- oder zweimal in der Woche den Küchenabfall zum Füttern der Schweine holen. Drank wurde das genannt. Mein Gott, wie peinlich mir das war, mit einem Eimer voll Dreck durch die Straßen zu gehen. Aber kein Mensch fragte nach unseren Gefühlen.

Mit Gudrun Münchow verband mich lange Zeit eine gute Freundschaft. Herr Münchow war einer der ersten Besitzer eines Radios. Das bestand aus Kästen, Schaltern und viel Draht. Es war uns streng verboten, auch nur in die Nähe dieser neuesten Erfindung zu kommen. Wenn Herr Münchow am Schalter drehte, hörte man manchmal quakende Stimmen oder schrillen Gesang, kaum zu verstehen. Da war mir unser altes Grammophon mit dem schönen grünen Trichter doch lieber. Der weiße Terrier mit dem schwarzen Ohr, der auf der Platte abgebildet war, verhiß uns die Stimme seines Herrn. Und wenn die Stimme seines Herrn dann so traurig sang von der Rasenbank am Elterngrab oder von der weinenden Gärtnerin, na, war das nicht wahrer Kunstgenuss! Allerdings durfte man nicht vergessen, rechtzeitig an der Kurbel zu drehen, sonst fing die Stimme jämmerlich an zu jaulen. Gudrun hatte ihr Zimmer

im Dachgeschoss. Von dort oben machte es riesigen Spaß, die vorübergehenden Leute mit Kirschsteinen zu bespucken.

Wenn ich Kirschen höre, fällt mir der Sonntagsspaziergang in der Kirschenzeit ein. Es ging zu Jagnows an den Plagowsee. Der Weg dorthin war lang und staubig. Die Seestraße entlang, am Gaswerk vorbei, bei der Sanning über die Chaussee und am jüdischen Friedhof vorbei den Weg ohne Baum und Strauch – und das in der Sommerhitze. Nur für diesen Spaziergang benutzte Mutter ihren weißen Sonnenschirm mit den langen Spitzen. Aber die Bewirtung bei Jagnows machte schnell die Mühen des Weges vergessen. Frisches Brot mit gelber Butter, eine Schüssel voll gekochter Eier und die kühle Buttermilch mit den vielen Butterflöckchen. Nach der Stärkung machten wir Kinder uns den Abhang hinunter zum See. Klein Lottchen stand still und schüchtern irgendwo herum und sagte kein Wort. Im See gab es Krebse. Vorsichtig musste man die Steine anheben, unter denen sich die Tiere versteckten, und vorsichtig fasste man die Krebse dicht hinter dem Kopf an. Und doch hat so mancher tüchtig gezwickt. Aber geschmeckt haben sie prima, auch wenn Vater meinte, Krebse könne

man nur bei Regenwetter essen, da man nur dann die nötige Zeit dazu hätte. Bauch und Körbe voll mit Kirschen ging es gegen Abend wieder nach Hause. Es war jedes Mal ein schöner Sonntag. Nur schade, dass am nächsten Tag die dumme Schule ihr Recht forderte. Vielleicht aber war über Sonntag die Schule abgebrannt.

Es brannte zwar oft, aber leider nie die Schule. Aber es gab ja auch während des Schuljahres ein paar Lichtblicke, das Kinderfest und vor allem die langen Sommerferien – das Schönste an der Schule!

In den ersten Jahren war auch der Elternabend kurz vor Weihnachten ein lang erwartetes Ereignis. Da waren die Proben schon aufregend. Gedichte und Lieder wurden vorgetragen und als Höhepunkt des Abends ein Weihnachtsmärchen aufgeführt. Ich wäre so gerne mal ein Engel im langen, weißen Nachthemd und mit den großen Flügeln gewesen, aber ich sehe es ein, als Engel war ich wohl völlig ungeeignet.

An ein Märchen erinnere ich mich noch. Den Inhalt weiß ich nicht mehr, es hieß aber ›Zwergkönigs Heimkehr‹. Günther Fiß und ich, wir durften so etwas wie die Hauptrollen spielen. Weißt du noch, Günther, es ging alles wunderbar, wir hatten unsere Rollen

gut gelernt. Nach der Heimkehr des Zwergenkönigs standen wir beide ganz allein auf der Bühne und sollten ein Weihnachtslied singen. Nur Günther konnte die Melodie halten, ich sang wohl ziemlich daneben. Aber was soll's, es war doch schön!

Ich habe gerne Theater gespielt. Aber wenn wir später in der Schule aus den gelben Reclam-Heften irgendwelche Dramen und andere Werke mit verteilten Rollen lesen mussten, war das nicht so schön. Die kunstvolle Sprache großer Meister war für uns manchmal schwer verständlich. Aber Gedichte liebte ich sehr. Wie gerne würde ich mal im ›Blütenbaum‹ blättern, dieses gelbe Buch mit den schönsten Werken großer Dichter. Und wenn Schulrat Popp uns besuchte, wollte er uns auch mit einem Gedicht erfreuen. Er hörte gerne den Erlkönig und Mignon. Natürlich hatten wir, wie die Kinder aller Zeiten, auch mit den erhabensten Werken Schindluder getrieben und den Text auf unsere Weise verfälscht. So auch das schöne Gedicht ›Mignon.‹ Und prompt musste Herr Popp den Vers hören: »Oh, Vater, laß einen zieh'n.« Emil Lukas war der Unglücksrabe.

In unserem Klassenzimmer hing hinter uns an der Wand ein Riesengemälde, der Weimarer Musenhof.

Wer war der Maler, und wer war dort alles versammelt. Außer Goethe weiß ich niemand mehr. Das sind doch alles Sachen, die kann man einfach nicht vergessen. Wir sollten aber unseren Kindern und Enkeln nicht weismachen, es wäre alles schöner und besser gewesen. Auch heute ist das Leben schön und macht Spaß!

Bald waren wir soweit, um zum Konfirmandenunterricht zu gehen. Zwei Jahre lang, eine lange Zeit.

Was hat wohl Pastor Wendland unter uns gelitten. Der alte Herr – wir waren seine letzten Konfirmanden – wurde mit uns einfach nicht fertig, und wir nutzten seine Schwäche kaltblütig aus.

Auf dem Weg von seiner Wohnung zur Schule kam Herr Pastor Wendland, wir nannten ihn respektlos ›Schnarch‹, an einigen kleinen Kneipen vorbei, so dass er selten pünktlich zum Unterricht da war. Also, keine Minute haben wir gewartet. Es war ein Uhr – nichts wie weg! Er fand dann nur noch ein paar treue Seelen vor. Manchmal ließ er die Schüler, die in der Nähe wohnten, zurückholen. Die richteten es aber dann so ein, dass die Stunde um war, wenn sie wieder in der Schule eintrafen. Wir haben bei ihm so wenig gelernt – was sicher unsere Schuld

war – dass er uns, als die Zeit der Prüfung nahte, die Fragen, die er uns stellen würde, mit Antwort auf einen Zettel schrieb. Sonst hätten wir uns vor der Gemeinde schändlich blamiert. Was waren wir nur für schlimme Kinder!

So, nun waren wir eingesegnet und durften zur Tanzstunde. Fräulein Engel, die Tanzlehrerin, gab sich große Mühe, uns das Tanzen und vor allem guten Benimm beizubringen. Von den Anstandsregeln der damaligen Zeit sind heute natürlich die meisten längst überholt. Die Stunden fanden im neuen Saal bei Fiß statt, und wir hatten großen Spaß an der Tanzerei.

Der Höhepunkt war dann der Abschlussball. Die Mütter hatten Kuchen gebacken und saßen an langen Tischen, um voll Stolz ihre Töchter und Söhne bei den Darbietungen zu bewundern. Die Mädchen trugen ihre schönsten Kleider. Meist waren es die vom Prüfungssonntag. Die jungen Herren standen ziemlich schüchtern erstmal im Vorraum, der Schillerkragen schneeweiß auf dem Konfirmandenanzug. Manchen waren Arme und Beine ein wenig zu schnell gewachsen. Sie wussten gar nicht so recht wohin mit den großen Händen in den ungewohnten weißen Handschuhen. Den Blumenstrauß hielten

sie verschämt hinter dem Rücken verborgen. Wie ungewohnt, einem Mädchen Blumen zu schenken. Es kam ihnen sicherlich lächerlich vor. Aber uns Mädchen ging es ja kaum anders. Uns haben ganz schön die Hände gezittert, als wir den Herren die mit unserem Monogramm bestickte Schleife ans Revers stecken sollten. Nachher beim Tanzen war alle Aufregung vergessen.

Natürlich war inzwischen die neue deutsche Welle, die braune, bis in unser schönes Tempelburg geschwappt. Mein Gott, was hatten wir in Bezug auf Farben nicht schon alles erlebt. Da war zuerst die Kaiserzeit mit viel Blau. Dem Kaiser wurde doch alles angelastet, sogar das Wetter. Das Beste war noch sein Geburtstag am 27. Januar. Da gab es schulfrei.

Als diese Farbe auch nicht mehr gefragt war, sahen wir rot. Rote Fahnen, rote Parolen! Dieser Farbton war den Tempelburgern wohl zu grell, sie gefiel nicht besonders. Die Farbe hielt sich nicht lange, nur noch im Verborgenen. Aber irgendetwas Anziehendes muss auch diese Zeit gehabt haben.

Ich entsinne mich, dass die Frauen zu dieser Zeit gerne zu Versammlungen gegangen sind. Die Männer hatten wohl nach den Kriegsjahren die Nase voll

von jeder Politik. Und die Frauen hatten ja auch nichts zu lachen gehabt vor lauter Sorgen und Arbeit. Aber jetzt kamen Mutter und Tante fröhlich lachend aus den Versammlungen nach Hause. Sie hatten viel zu erzählen. Es soll immer etwas los gewesen sein, mal eine kräftige Schlägerei oder ein zum Lachen reizendes Wort eines Redners, das bald überall die Runde machte. »Luis, setz dir, ich will mir kürzer fassen!« hätte er doch bloß in unserem Platt gesprochen, dann wäre ihm dies nicht passiert.

Dann kam eine Zeit mit viel Farben und viel Papier. Jeder Geldschein hatte jeden Tag eine andere Farbe. War das eine Zeit! Kein Mensch konnte sein Geld mehr zählen. Bis zu Trillionen hatte niemand in der Schule rechnen gelernt. Wenn meine Eltern von einem Markt nach Hause kamen, hatten sie stundenlang mit dem Sortieren des Geldes zu tun. Am nächsten Tag wurde alles in Beutel verpackt und zur Bank gefahren. Vater wollte viel sparen. Mutter kaufte in weiser Voraussicht lieber einen Stapel Stoff bei Ecklewin. Solche Verschwendung konnte Vater nicht verstehen.

Ich fand einmal einen dieser graugrünen Tausendmarkscheine, und als ich mir am nächsten Tag eine große Tüte Bonbons kaufen

wollte, sagte Scheddins Gustav, da hätte ich gestern kommen müssen, heute wäre dieses Geld nicht mehr gültig. Wer sollte das verstehen?!

Als alles vorbei war, nahm Vater die letzten Millionen oder auch Billionen und tapezierte unser Klo damit. Bis dahin hing da ein schöner Spruch an der Klotür: »Hier werden gesammelt von Mann und Frau Liebesgaben für den Ackerbau. Drum drück und dränge mit voller Kraft für die notleidende Landwirtschaft.« Also diese Not der armen Landwirtschaft scheint ein Dauerzustand zu sein. Die gibt es ja heute noch. Die armen Bauern schreien immer noch nach Hilfe. Da muss man sich doch wundern, dass bei dieser, seit Generationen bestehenden Not noch nicht einer dieser Notleidenden verhungert ist. Ihre Blütezeit hatten sie wohl in den Hungerjahren nach dem Zweiten Weltkrieg, als Mütter nicht wussten, womit sie den Hunger der Kindern stillen sollten. Einmal satt essen kostete beim Bauern immerhin einen Teppich, ein Silberbesteck oder was man sonst noch eventuell an Wertgegenständen aus dem großen Ruin gerettet hatte. Aber lassen wir das. Die Bauern werden auch weiterhin hungern.

Zurück in unser Tempelburg, die früheren Jahre. Nun also war

die braune Farbe ganz groß in Mode. Und wenn wir ehrlich sind, hat sie uns, die wir damals halbe Kinder waren, ganz gut gefallen. Wir sahen ja nur das Schöne. Niemand war mehr allein. Immer hatte man Kameraden zum Spielen, Singen und Wandern, und die Heimatabende waren auch ganz gemütlich. Wir durften sogar ohne Vater und Mutter unsere erste Reise machen, und war es auch nur bis Köslin, es war ein Erlebnis.

Was sie uns da auf einer sogenannten Tagung erzählten, haben wir nicht verstanden. Es interessierte auch nicht. Das gemeinsame Erlebnis dieser Reise, das gemeinsame Übernachten auf Stroh in einer Turnhalle, das zählte. Wer wusste denn schon, was überhaupt Politik war. Die wurde in Berlin gemacht, und das war ja so weit weg.

Manch einem stand die braune Uniform doch auch besonders gut. Da war mal ein junger Mann – er kam von irgendwo her – sehr dünn und nicht gerade ein Adonis. Na ja, für sein Aussehen konnte er nichts. Wenn ich ihn sah, hatte ich so das Gefühl, der Herrgott hätte beim Einschrauben der Beine eine halbe Drehung zu wenig getan, und mit seinen Augen war auch irgendwas nicht in Ordnung. Man wusste nie genau, ob er einen anschaute oder ganz woanders hinsah. Die

braune Farbe machte vieles wieder gut. In den enorm weiten Hosen sahen seine Beine fast gerade aus, und die große Mütze konnte man weit ins Gesicht ziehen, die Ohren hielten sie ganz gut. Das Erstaunlichste aber war die Karriere, die die braune Zeit ihm bescherte.

Alles Vergangenheit!. Die Farbe verschwand, und ihre Träger mussten sich wieder dem wirklichen Leben stellen.

Vater hatte etwas gegen das Braune, und er hielt auch mit seiner Meinung nicht zurück. An unsere Kletterwesten gewöhnte er sich so allmählich. Aber Mutter stand doch Ängste aus, wenn er seine Meinung zu deutlich kundtat. Sie war mehr für Ruhe und Ausgleich. In jedes Haus gehörte ein Führerbild. Na schön, Mutter kaufte eins, gerade so Postkartengröße. Als Vater das Bild sah, holte er Hammer und Nagel und verbannte das Bild hinter eine große Blattpflanze. Damit er mit Appetit essen könnte, meinte er.

Das war ein Theater mit dem Bild. War Vater in seiner Werkstatt, holte Mutter das Bild wieder aus seinem Versteck. Man wusste ja nie, wer zur Tür hereinkam. Kam Vater in die Stube, verschwand es wieder hinter den Blättern. Kam jemand mit dem neuen deutschen Gruß zu Vater, tat er erst mal so,

als ob er taub wäre. Wurde der Gruß lauter wiederholt, drehte er sich kurz um: »Der wohnt nicht hier.«

Als wir, die wir doch so begeistert waren, in die Backfischjahre kamen, ließ unser Interesse erheblich nach. Wir hatten Besseres zu tun als zu marschieren. Wir wollten schöne Kleider tragen. Die Einheitskluft mit Kletterweste und Knoten genügte uns nicht mehr. Man verliebte sich hie und da, wollte öfter mal vor lauter Liebeskummer sterben und fand die Welt und das Leben doch wunderbar.

Da gab es einen Sommer, den ich nie vergessen kann, ein Sommer voller Sonne, Fröhlichkeit und viel Zärtlichkeit. Was waren wir verliebt in diesen Sommerwochen. Alles war so sauber und voller Harmonie. Weißt du noch, Rudi, so einen Sommer erlebt man wohl nur ein einziges Mal, nur wenn man herrlich jung ist.

Herrje, was passierte nicht alles in unserem Städtchen! Da gab es mal ein richtiges Duell um eines der schönsten Mädchen der Stadt. Es fand am Dickmühlenweg statt. Da gab es einen Mord wegen der Politik. Ein netter, junger Mann erhängte sich aus unbekanntem Gründen. Er war Friseur. Wir nannten ihn Knochenkerl, weil er so groß und schrecklich dünn war.

Da fuhr einer gar nach Moskau. Er wollte sein politisches Traumland kennenlernen. Ich glaube, er kam ziemlich ernüchtert und bedepert nach Tempelburg zurück.

Und da gab es die große Liebe zwischen zwei liebenswerten Menschen, die deshalb viel zu leiden hatten. Ich spreche von Dorchen Zirbel und Fritz Jaksch. Ich sehe das schöne Dorchen noch vor mir an ihrem Verlobungstag. Die langen, blonden Zöpfe hingen weit über die Schulter. Fritz musste seine Fleischerei aufgeben, denn sein Dorchen war nicht gesund. Aber er arbeitete hart, um seine Familie zu ernähren. Und als ihnen ein gesundes Töchterchen, die Brigitte, geboren wurde, schien das Glück vollkommen. Aber nach der Geburt eines zweiten Kindes – der Junge starb nach wenigen Monaten – waren Dorchens Kräfte wohl erschöpft. Ihre kranke Lunge ließ sie immer schwächer werden, und bald war das Ende vorauszusehen – von Schwester Ida bis zuletzt liebevoll betreut. Ich hatte nie Angst vor einer Ansteckung und habe Dorchen oft besucht. Wir drei, Dorchen Zirbel, Trudchen Lipkow und ich waren viele Jahre gute Freunde. Trudchen ging der Liebe wegen nach Amerika. Ich war in Berlin verheiratet. Nur Dorchen blieb in Tempelburg. Und was für

ein Zufall: Unsere ersten Kinder sind nicht nur im gleichen Jahr, nein, auch im gleichen Monat geboren.

Vor mir liegt ein altes Schulbild. Waren wir nicht hübsche Mädchen?! Die Zöpfe als Kranz oder Schnecken sittsam aufgesteckt, Wadenstrümpfe und viel Matrosenblusen. Die Buben mit recht kurz geschorenen Köpfen, die knielangen Hosen von Trägern gehalten. Da oben rechts Marianne Scheddin mit dem Krönchen auf den blonden Locken. Bei Scheddins war ich gerne. Dort ging es immer recht laut und lustig zu. Die Mutter war eine fröhliche Frau und wusste immer wieder neue Spiele für die Kinder.

Dita Graun, sie wohnten damals noch am Marktplatz. Sie sollte viel Milch mit irgendwelchen Stärkungsmitteln trinken, was sie gar nicht mochte. Ich habe manches Mal Schmiere gestanden, wenn sie den guten Trunk heimlich in den Ausguss kippte.

Friedchen Krahn, sehr zart, sehr blass – so könnte ich fortfahren. Ich glaube, ich hätte von jedem etwas in meinem Erinnerungskästchen.

Und die Jungens, der lange Walter oben in der Mitte, nicht zu übersehen. Rudi Heese aus Brutzen, ein guter Schüler, der nur mit

der Mathematik so seine Schwierigkeit hatte. Ganz brav Herbert Lüdtko vom Pladderberg, den wir Nasenkönig nannten. Diese Aufnahme hat sicher unser Herr Glawe gemacht, aus der Brunnenstraße.

In dieser Straße wohnte der Tischlermeister Hegemann in einem schönen, großen Haus. Ich erinnere mich, dass ich dorthin nicht gerne mit meinen Eltern gegangen bin. Da war alles so auf Hochglanz gebohnt und poliert, dass jeder Gast die Schuhe ausziehen musste, bevor er ins Zimmer trat. Das kam mir ganz schrecklich vor. Man durfte sich dort kaum bewegen, um nichts schmutzig zu machen. Oben im Haus wohnten die Schwestern Maaß, beliebte Schneiderinnen, bei denen es immer schöne Puppenlappen gab.

Ich hätte nie erwartet, dass mein erster laienhafter Schreibversuch solch ein Echo finden würde. Von vielen Tempelburgern habe ich dadurch gehört, und nicht nur aus Tempelburg, auch aus Zicker, Draheim und Pöhlen. Ganz besonders habe ich mich über den Anruf des 87jährigen Sohnes von Schornsteinfeger George gefreut. Er erzählte mir, dass er in der Draheimer Straße im Hause Tründelberg, wo die Pumpe vor der Tür stand, geboren ist. Auch dass er Lehrer in Tempelburg war und aus poli-

tischen Gründen versetzt wurde. Leider konnte ich nicht alle Fragen beantworten. Er hat so viele Erinnerungen an seine Geburtsstadt. Leider ist er aber erblindet. Er lebt bei seiner Tochter. Rudi Schulz, genannt Virchow, hat sich aus der Ostzone gemeldet. Er kann sich noch gut an die Geschichte mit dem geschenkten Rodelschlitten erinnern. Ich bin richtig glücklich, von so vielen Tempelburgern zu hören. Sie alle sind schuld daran, dass ich wieder zur Feder gegriffen und meine Gedanken zu Papier gebracht habe.

Für den Rest meiner Jahre habe ich noch einen ganz großen, leider unerfüllbaren Wunsch. Ich möchte einmal noch die Wege am See entlanggehen, die so sehr die Tage meiner Kindheit prägten. Ich weiß wohl, es wird nie mehr sein, und so will ich wenigstens in Gedanken einen Spaziergang am See, unserem Dratzigsee, machen.

Also gehen wir los, den holprigen Weg bei der Villa Jahnke runter zum See, links oder rechts entlang? Nein, nach rechts, das ist der längere Weg, der linke endet bald hinterm Bootshaus an der Tür zum Gartenlokal Fiß. Die alte Damenbadeanstalt, gegenüber gleich eine Bank zum Ausruhen. Hinter den Sträuchern an der rechten Seite die Gärten, die zu

den Häusern der Draheimer Straße gehören, links vom Weg die Weiden mit den biegsamen Ruten hängen oft weit ins Wasser, das mit leisem Klatschen an die Uferbefestigung schlägt, ein Laut, der immer in meinen Ohren klingen wird. Rechts immer wieder eine Bank und links eine Spüle. Hier der Weg zu Fischer Kruschel, an den Sträuchern der kleine Bach mit dem vielen Entenflott. Der Grasweg hier gehört zur Brauerei Reetz. Nicht viel weiter der große Garten von Waldows.

Und nun beginnen die eigentlichen Anlagen. Ziemlich weit oben der Bauplatz, wo wir so manche Turnwettkämpfe ausgetragen haben. Am See wieder eine Spüle und eine Bank. Und da an dem großen Baum hängt ein gemaltes Schild. Lesen wir, was darauf steht: »Für jeden Fuß ein jeder Gang, für jeden Müden eine Bank, für Herz und Sinnen eine Zier, nur für die Finger ist nichts hier.« Also damals schon Naturschutz! Dort geht es sich gut im Schatten der hohen Bäume. Auf dem Wasser flimmert die Sommersonne. Die Stufen zum Schützenhaus sind schon recht ausgetreten, und das Gelände ist ziemlich wacklig.

Ach da ist ja auch der breit ausladende Nussstrauch, hinter dem wir im Frühjahr Schuhe und

Strümpfe versteckten, wenn wir heimlich hinter der hohen Uferböschung prüften, ob das Wasser schon warm genug zum Baden war. Wenn man sich duckte, konnte man nicht so leicht von den Spaziergängern entdeckt werden. Ein wenig weiter trennte sich der Weg. Einer führte geradeaus. Hier hieß es aufpassen. Dicke Baumwurzeln machten den Weg sehr holprig. Aber erst nochmal da beim Nussstrauch. Hinter einer Bank die ersten Anemonen pflücken und den ersten Sauerklee, ganz hellgrün war er und schmeckte prima. Dort oben, unterhalb vom Schießstand, gab es wilde Himbeeren. Die musste man natürlich holen. Am oberen Weg gab es so etwas wie einen Sandkasten für die kleinen Kinder, und gleich danach trennte sich dieser Weg nochmals. Der linke, der schmalere Weg führte durch so dichtes Strauchwerk, da kam kaum ein Sonnenstrahl durch, der Weg war immer etwas feucht.

Der Hauptweg kam jetzt an dichten Tannen vorbei, hinter denen ein schmaler Gang entlang führte, der Hexengang, ein wenig unheimlich. Als Kind hat man sich dort kaum hingewagt, nur heimliche Liebespaare. Noch ein Stück weiter und beide Wege, dieser und der andere, der am See entlang lief und sicher der schönere war.

Da ging der Blick weit über den See. Hin und wieder stand eine Bank wie auf einem kleinen Balkon über dem Wasser, zum Weg hin von Bäumen versteckt. Hier gab es viele junge Birken, Buchen und Eichen. Wenn der Wind ging, rauschten Bäume und See um die Wette zu einer wunderbaren Melodie.

So, jetzt macht der Weg einen Bogen nach rechts, um wieder auf den oberen zu stoßen. Er entfernte sich hier ein wenig vom Wasser. Hier zwischen Weg und See wuchsen große Bäume mit viel dichtem Unterholz. Und da, nahe am Wasser stand mein Tröstebaum, eine alte Buche, deren unterster, dicker Ast fast waagrecht über das Wasser hing. Hier in dieser Astgabel habe ich oft so manches Mal dem Baum meinen Kummer geklagt, mir den großen Weltschmerz von der Seele geheult. Man fühlte sich doch so oft ungerecht behandelt, und niemand hatte Zeit für mein Herzeleid. Nur der Baum, der hörte sich alles geduldig an, und sein Rauschen war so wunderbar tröstlich.

Über die kleine Bucht an der rechten Seite hinweg sah man nach Feuersgrund und hörte das Lachen der Kinder. Diese Bucht war recht gefährlich wegen ihrer vielen Wasserpflanzen, die einen Schwimmer

leicht hinabziehen konnten. Und hier der ansteigende Weg am Sportplatz vorbei zu dem schönen Platz mit dem Kriegerdenkmal. Im Winter war dieser Berg eine beliebte Rodelbahn. Jetzt ist unser Weg wieder dicht am Wasser, aber ein schmaler Weg geht auch an den Feldern entlang. Feuersgrund, wie viele gute Erinnerungen an unsere Kinderzeit!. Und da ist ja auch die runde Schutzhütte, genau dort, wo der Weg wieder einmal eine Abzweigung hat. Der obere war feucht und dunkel, aber der untere ging immer am See entlang.

Kurz vor dem Sonnenbad gab es einen kleinen Rasenplatz, und hier in einer Holzhütte wurde Eis verkauft. Das erste Eis meines Lebens, grünes Wassereis, hygienisch einwandfrei sicher nicht.

Auch wenn Vater uns weismachen wollte, wie ungesund so was wäre, uns hat es geschmeckt. Jetzt ging es über eine kleine Brücke, da links am See der kleine Strand mit dem feinen, weißen Sand – Sonnenbad! Auf der großen Wiese gleich hinter der Brücke gab es nur Gras, Blumen und Unkraut, keine Bäume. Ein feiner Platz zum Sonnen nach einem erfrischenden Bad. Und eines Tages, wir lagen im hohen Gras, da schwebte der Zepelin über uns weg. Wir konnten nur staunen. Wie war es möglich,

so lautlos durch die Luft zu schweben!

Nach dieser Wiese war der befestigte Weg bald zu Ende. Es gab nur noch einen Trampelpfad mit vielen Stolperwurzeln. Wie oft sind wir diesen Weg bis nach Draheim gegangen. Weit draußen im See konnte man Kalkwerder sehen, die kleine Insel. Hier irgendwo im Wasser lag ein riesengroßer Stein, der nur mit seiner oberen Spitze aus dem Wasser ragte. Er bot ein gutes Ziel für geübte Schwimmer.

Leb wohl, mein lieber Dratzigsee. Es werden Generationen über Generationen an deinen Ufern

wohnen. Aber du wirst bleiben in deiner Schönheit, wenn wir längst nicht mehr sind. Ich bitte dich, gib deinen neuen Anwohnern so viel Freude wie wir erleben durften. Lass auch sie teilhaben an deinem Reichtum, mit dem du uns manches Mal so reichlich satt gemacht hast.

Und alle Tempelburger grüße ich von ganzem Herzen. Verzeiht mir meinen Versuch, euch nochmal an alles zu erinnern, auch wenn gerade ich keine Zierde der Stadt war. Aber meine Wurzeln sind nun mal in Eurer Mitte, und ohne Wurzeln kann niemand leben.

AN DIE WOLKEN

Und immer wieder,
wenn ich müde gesehn
an der Menschen Gesichtern,
so vielen Spiegeln
unendlicher Torheit,
hob ich das Aug
über die Häuser und Bäume
empor zu euch,
ihr ewigen Gedanken
des Himmels.

Und eure Größe und Freiheit
erlöste mich immer wieder,
und ich dachte mit euch
über Länder und Meere hinweg
und hing mit euch
überm Abgrund Unendlichkeit
und zerging zuletzt
wie Dunst,
wenn ich ohn' Maßen
den Samen der Sterne
fliegen sah
über die Äcker
der unergründlichen Tiefen.

CHRISTIAN MORGENSTERN, 1871 – 1914

Erinnerungen

70 Jahre nach Kriegsende

Die Ereignisse und Erlebnisse, die ich als Kind hatte, beziehen sich auf die letzten Kriegsjahre und einige Jahre danach. Sie sind auch heute noch, nach 70 Jahren, tief in meinem Gedächtnis verwurzelt. Es waren z. T. gute, aber auch schlechte Eindrücke aus dieser Zeit.

In einem schönen Dorf, umgeben von Seen und Wäldern, wurde ich in Zicker, jetzt Sikory, im Kreis Neustettin (Szczecinek) in Pom-

mern 1937 geboren. Mein Eltern nannten mich Siegfried. Es könnte den ›Sieg für den Frieden‹ bedeuten. Wir waren drei Kinder, meine Schwester Renate (geb. 1936) und mein Bruder Alfred (geb. 1938), die von unserer Mutti und Omi versorgt und zu anständigen Kindern erzogen wurden.

Unser Vater wurde 1939 zur Wehrmacht eingezogen. In dieser Zeit wuchsen wir ohne ihn auf.

Unser Opa hatte eine Land-



wirtschaft. Wir wohnten in einem schönen Zweifamilienhaus.

Gegenüber, unterhalb des Ufers, befand sich der Dorfsee von Zicker. Im Sommer konnten wir dort baden, und im Winter bei zugefrorenem See mit Holzpantinen schlittern. Schlittschuhe hatten wir keine. Das Spielen mit den Dorfkindern machte uns Spaß.

Zur Unterstützung der landwirtschaftlichen Arbeiten wurde unserem Opa ein junger, zwangsverpflichteter Pole zugeteilt, Kasimir. Dieser hatte bestimmte Regeln einzuhalten. Da erinnere ich mich an ein Vorkommnis. Er kam eines Abends erst nach 20 Uhr nach Hause. Bei einer Straßenkontrolle erwischte man ihn, und er wurde ins Spritzenhaus gegenüber der Schule eingesperrt. Wir Kinder erfuhren davon und gingen am nächsten Tag während der Pause zu Kasimir. »Ich habe Hunger!« rief er. Meine Schwester reichte ihm ihre Frühstücksstulle. Dies sah der Sohn des NS-Ortsgruppenleiters. Daraufhin bekam meine Mutter eine Verwarnung.

Bei einem anderen abendlichen Rundgang wurde festgestellt, dass bei uns an einem Fenster die schwarze Papierverdunkelung eingerissen war und Licht durchschien. Es hätte ja sein können, dass dadurch Bombenangriffe

erfolgen könnten. Unsere Mutter musste den Schaden sofort beseitigen. Der Ort hatte abends und in der Nacht völlig dunkel zu sein.

Trotz des Krieges gingen wir zur Schule. Ich wurde im Frühjahr in die zweiklassige Schule in Zicker eingeschult. An eine Schultüte kann ich mich nicht erinnern. Die gab es wohl nicht. Im Raum an der Straßenseite wurden vorn die Schüler der ersten und zweiten Klasse und hinten die siebte und achte Klasse von einem Lehrer unterrichtet. Im anderen Raum waren die Schüler der dritten bis sechsten Klasse. In meinem Schulanfang hatte ich eine Schiefertafel, einen Griffelkasten, eine Fibel und ein Rechenbuch. An der Wandtafel war mit einer Schnur ein nasser Schwamm und ein trockener Lappen befestigt, die zum Entfernen des Geschriebenen dienten. Der Unterricht erfolgte wechselweise mit Direkt- und Stillbeschäftigung. Unser etwa 45-jähriger Lehrer mit Glatze war sehr streng. Er verlangte von den Schülern Sauberkeit, Ordnung und fleißiges Lernen. Nach Vergessen von Hausaufgaben oder Schwatzen im Unterricht gab es bei den Großen vor der Klasse Hiebe mit dem Rohrstock. Die Jüngeren bekamen eine Strafe mit ihrem Schieferkastendeckel, Schläge auf die flache Hand.



Der Schulweg, den wir Geschwister und Nachbarskinder gemeinsam gingen, war nicht weit. An der rechten Seite der Straße kurz vor der Schule befand sich eine Malerwerkstatt. Bei offener Tür roch es nach Farben. Viele Farbproben wurden an der Innenseite der Tür angestrichen. Ich blieb manchmal davor stehen und ahnte damals noch nicht, dass ich auch einmal Maler werden möchte.

Unser Lehrer wurde 1945 zum Volkssturm eingezogen. Aushilfslehrer wurde mein Onkel, Willi Marin. Doch nach wenigen Monaten wurde die Schule geschlossen.

Zu Weihnachten 1944 kam unser Vater zu einem letzten Kurzurlaub. Darauf freuten wir uns.

Es war eine Weihnacht im Krieg. Vater kam in Uniform und mit einem Gewehr. Wir durften es nur ansehen, aber nicht berühren. Der Fotograf machte von Mutti und Vati ein Foto. Die Erzählungen von den Kämpfen stimmten uns traurig. Beim Abschied unseres Vaters zur Front weinten wir alle. In einem letzten Feldpostbrief schrieb er, dass sie »eingekesselt« sind. Wir Kinder wollten wissen, was dies bedeutete. Mutter sagte, sie sind gefangen. Die Truppe geriet somit in russische Gefangenschaft. Langes Bangen und Hoffen auf eine Freilassung und Rückkehr breitete sich bei uns aus.

Trotz der Kriegsergebnisse hatten wir es noch gut. Die Landwirt-



schaften waren im Krieg Selbstversorger und bekamen keine Lebensmittelkarten. Auf Opas Hof gab es alles, was wir für unsere Versorgung benötigten. Milch, Fleisch, Butter, Eier, aber auch Gemüse, Kartoffeln und selbstgebackenes Brot standen uns zur Verfügung. Unsere Oma hat für uns alle das tägliche Essen zubereitet, bis sie im Herbst 1943 verstarb. Danach hatte unsere Mutter mehr zu tun.

Die Arbeit in der Landwirtschaft war sehr schwer, da sie überwiegend aus Handarbeit bestand.

Umfangreich waren die Getreide- und Kartoffelernte. Hierbei halfen sich die Bauern untereinander, und Einwohner des Dorfes

gaben Unterstützung. Kartoffeln mussten nach dem Auspflanzen per Hand aufgesammelt werden. Getreide wurde mit der Sense gemäht, zu Garben gebunden und zu Mandeln aufgestellt. Nach dem Trocknen wurde das Getreide eingefahren, und im Winter erfolgte in der Scheune der Drusch. Wir Kinder durften bei einigen Arbeiten schon mithelfen.

Aber in dieser Zeit nahmen die Kriegsgefahren und Ängste zu. Tiefflieger flogen über unser Dorf. Aus der Ferne vernahmen wir den Gefechtslärm. Durch Bombardierungen um Stettin erschienen am Horizont rote und schwarze Wolken. Abends war es sehr gruselig. Wir Kinder konnten nicht ein-



schlafen. Unsere Mutter musste uns trösten.

Da die Truppen der Roten Armee schon auf 20 Kilometer an Neustettin herangerückt waren, mussten aufgrund des Räumungsbefehls vom 27. Februar 1945 alle Einwohner die Stadt und die Dörfer verlassen. Innerhalb weniger Stunden musste der Flüchtlingstreck marschbereit sein. Unser Opa bereitete den Ackerwagen mit einer Plane vor. Es durften nur wenige notwendige Sachen mitgenommen werden. Es war ja Winter mit viel Schnee und bitterkalt. Unsere Mutter packte warme Bekleidung (Schafwollsachen) für uns Kinder ein. Hinzu kamen Decken und Schlafzeug. Da zuvor ein

Schwein geschlachtet worden war, sollte das Fass mit dem Fleisch mit.

Alles verlief sehr hurtig und ängstlich. Keiner wusste, was uns bevorsteht. Mein Bruder und ich durften neben Opa im Wagen mitfahren. Meine Schwester und unsere Mutter und alle Anderen, die kein Fahrzeug hatten, mussten hinterher laufen. Es ging teilweise bergauf. Das Pferd schaffte den Wagen mit der Last nicht mehr. Wir mussten absteigen, und das Fass wurde abgeladen.

Erst bei Dunkelheit kamen wir nordwestlich von Zicker in einem Ort mit großer Gutsanlage an.

In einem Saal wurden alle untergebracht. Mehrere Tage verbrachten wir hier bis es hieß, ihr könnt

wieder zurück. Unterwegs gab es viele Tote.

Nach einem völligen Zusammenbruch und einer bedingungslosen Kapitulation der deutschen Wehrmacht zogen die russischen Sieger von Neustettin durch unser Dorf Zicker in Richtung Tempelburg. Die russischen Kolonnen, erst Fahrzeuge und danach auch Panzer, winkten mit ihren Fahnen. Sie riefen »Woyna kaputt!« Der Krieg ist aus!

Von den Russen wurden alle Pferde und Kühe aus den Ställen der Bauern geholt. Sie wurden zu großen Herden zusammengetrieben. Opas Pferd und die vier Kühe waren auch dabei. Die Kühe brüllten auf der Weide. Sie mussten ja gemolken werden.. Am nächsten Tag wurden die Frauen geholt, die sie melken mussten. Ich war auf dem Melkplatz mit einer Tasse, und Mutter gab mir frische Milch zu trinken.

Andere Russen gingen von Haus zu Haus und verlangten die Herausgabe von Uhren und Schmuckgegenständen, wie Ketten und Ringe. Eines Tages kamen drei nette Offiziere in unser Haus. Unsere Mutter musste für sie Kaffee kochen, den sie neben Esswaren mitbrachten. Uns Kinder nahmen sie auf ihren Schoß und gaben uns zu essen.

Unser Opa musste an die Frühjahrsbestellung denken. Dafür bekam er ein Ersatzpferd. Mit dem fuhr Opa mit mir in die Stadt Tempelburg. Als wir am Marktplatz vorbei fuhren, auf dem eine Blaskapelle Marschmusik spielte, hielt das Pferd kurz an und ging dann im Rhythmus der Musik weiter. Es war ein Armee-Paradepferd. Zwei Milchkühe bekamen wir auch noch zurück.

Im August 1945 kam unser Vater aus der russischen Gefangenschaft nach Hause. Wir waren sehr froh, dass ihm nichts passiert war.

Die Russen waren abgezogen, und die Polen kamen. Sie ergriffen von allem Besitz. Wäsche, Kleidung und Möbel nahmen sie uns weg. Sie hatten nun alleinige Wohnungsgewalt und alleiniges Wirtschaftsrecht. Eine polnische Familie zog in unser Haus ein. Die Deutschen mussten für die Polen arbeiten, sie waren nun ihre Knechte. Wir wurden aus dem Dorf und unserem Haus verwiesen. Drei Familien mit männlichen Arbeitskräften wurden im kalten Winter mit einem Pferdeschlitten von einem polnischen Verwalter des Gutes in Neu Rackow geholt. Schnell mussten einige notwendige Sachen aufgeladen werden. Von dem, was Vater auflud, nahmen die Polen wieder Einiges herunter.

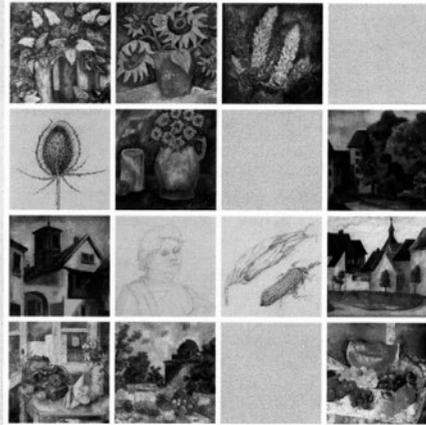
Unser Opa durfte auf den Schlitten, wir mussten laufen.

In Neu Rackow angekommen, mussten die Sachen von den drei Familien in das Gutshaus gebracht werden. Wir bekamen eine Wohnung in einem der Tagelöhner-Häuser. Während die Männer am nächsten Tag in der Scheune arbeiten mussten, suchten sich die neuen Polen noch Wertvolles von unseren Sachen heraus. Mit Essen wurden wir versorgt. Es gab etwas Milch für uns Kinder, Brot, Butter und etwas Wurst. Fische haben wir im großen See geangelt. Sie waren eine zusätzliche Kost. Wir Kinder hatten keine Schule und verbrachten die Zeit mit Spielen im Freien, Baden, Paddeln und Wandern.

Infolge der Kriegseignisse starb am 24. Juli 1946 unsere liebe Mutter, da kein Arzt zur Verfügung stand. Das war ein schmerzlicher Verlust für die ganze Familie. Jetzt hatte unser Vater die Probleme mit uns. Meine elfjährige Schwester musste nun den Haushalt erledigen und Essen zubereiten. Ich war viel bei den Pferden, die Vater in Obhut hatte.

Im Sommer 1947 brachte mich mein Vater nach Zicker, meinem Geburtsort, zu einer deutsch-sprechenden polnischen Familie, um dort eine Kuh, ein Kälbchen und eine Ziege zu hüten.

Malerei & Grafik



Siegfried Schötzow

Maler und Kunstpädagoge

Ich bekam ein schönes Zimmer und gutes Essen. Die Familie war sehr gut zu mir. Beim Hüten kam ich mit polnischen Jungen zusammen und lernte ihre Umgangssprache. Anfang September musste ich wieder nach Neu Rackow

zurück, da wir und alle restlichen Deutschen im September 1947 ausgewiesen wurden.

Mit einem Pferdefuhrwerk wurde unsere Familie und zwei weitere mit den noch vorhandenen restlichen Sachen zum Bahnhof nach Tempelburg gebracht. Das bedeutete Abschied von unserer Heimat.

In einen Waggon wurden Erwachsene und Kinder mehrerer Familien reingepfercht. Die Türen wurden verriegelt. In der Nacht fuhr der Zug ab, blieb aber oft stehen. Ängste breiteten sich aus.

Niemand wusste, wo es hingehen sollte. Es war furchtbar.

Nach einigen Tagen endete der Transport in einem Aufnahme-lager für Flüchtlinge jenseits der Oder in Görlitz. In einer Aula und in Räumen einer großen Schule wurden alle untergebracht. Geschlafen wurde auf den Fußböden mit Decken. Danach erfolgte eine Lausaktion, Duschen und Reinigung der Kleidungsstücke zur Abtötung von Ungeziefer. Zu Mittag gab es Kartoffelsuppe, wovon niemand satt wurde. Die Abend- und Morgenmahlzeit bestand aus einer Messerspitze Kunsthonig und Margarine sowie einer Scheibe Brot und Tee zum Trinken. Das ging so einige Tage, bis die Transporte für die Verteilung der

Vertriebenen nach Schleswig-Holstein und Sachsen zusammengestellt waren. Nach langem Warten erhielt mein Vater den Aufruf, dass wir und einige weitere Familien in einen Ort nach Sachsen kommen. Mit dem Zug in Neukirch angekommen, wurde das Gepäck mit einem Wagen transportiert, und wir trabten zu Fuß hinterher. Es war ein eisiger Herbstwind, der uns durch mehrere Orte bis nach Steinigtwolmsdorf begleitete. Dort bekamen wir am 3. Oktober 1947 ein Zimmer für vier Personen über einer Tuchweberei.

Die Volkssolidarität stellte uns Holzbetten zur Verfügung. In der Ofenröhre wurde gekocht, meistens Suppen aus Brennesseln, wenig Kartoffeln und selten etwas Fleisch. Die Lebensmittelmarken, die wir bekamen, reichten nicht aus. Unser Vater tauschte als Nichtraucher seine Marken für Fleisch oder Fett ein. Hier in Sachsen begann für uns eine Hungerszeit.

Unser Vater arbeitete im Tiefbau und später in einer Ziegelei. Die Arbeit war schwer. Zusätzlich fertigte er Körbe und Strauchbesen, die mein Bruder und ich bei den Bauern für ein paar Kartoffeln verkaufen mussten. Es war schwierig, unsere Sachen loszuwerden, denn die Bauern waren geizig. Die

Flüchtlinge erhielten ein kleines Stück gerodeter Waldfläche für die Urbarmachung als Garten.

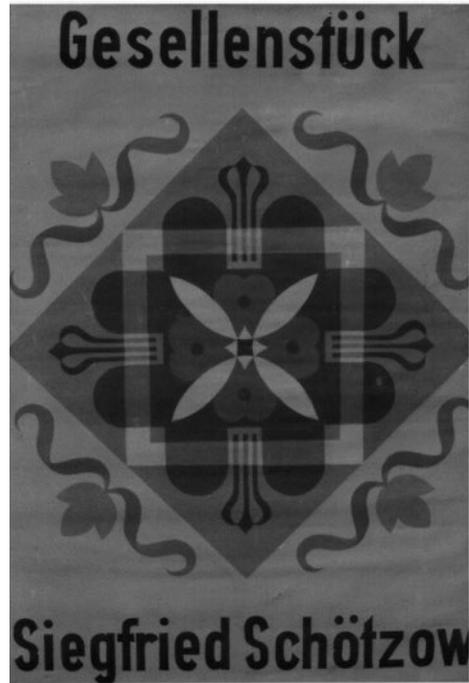
Hier konnten wir dann zusätzlich etwas Gemüse ernten. Im Wald wurden Beeren und Pilze gesammelt.

Am 5. Oktober 1947 begann für uns Kinder wieder die Schule. Ich kam mit zehn Jahren überaltert in die 3. Klasse. Mit Fleiß und Ehrgeiz schaffte ich das Klassenziel. Später übersprang ich noch die 6. Klasse. Es war eine große Schule, und wir hatten gute Lehrer.

Ich erinnere mich noch, wie ich nach zwölf Jahren während meines Kunsterzieher-Studiums in Erfurt in der Straßenbahn eine bekannte Stimme vernahm. Es war mein damaliger Lehrer, jetzt Professor Dr. Schuffenhauer und stellvertretender Direktor der Pädagogischen Hochschule Erfurt. Das erfüllte mich mit Hochachtung. So wurde auch ich nach Abschluss meines Studiums mit 27 Jahren der jüngste Direktor an einer Schule in Wriezen.

In Steinigtwolmsdorf, Kreis Bautzen, waren wir Neulinge mit der pommerschen Sprache, die langsam und gedehnt gesprochen wurde. Mit der Zeit lernten wir auch sächsisch sprechen.

Einige Hiesige beschimpften uns: »Ihr habt ja nichts gehabt,



deshalb seid ihr hierher gekommen«. In Wahrheit waren wir Heimatvertriebene, die alles im Stich lassen mussten. Trotz vieler Entbehrungen und Hungersnot haben wir die schlechten Jahre überstanden.

Im Jahre 1950 übernahm unser Vater eine Neubauernsiedlung in Krüge im Land Brandenburg. Hier ging es schrittweise aufwärts. Die Familie besaß nun wieder ein Wohnhaus und einen Stall mit angebauter Scheune. Dazu kamen Schweine, Kühe und ein Ochse als Zugtier. Später kaufte Vater zwei Pferde, einen Wagen und Ackergeräte dazu. Ich lernte als Kind alle

landwirtschaftlichen Tätigkeiten kennen und musste sie auch ausführen. Das betraf das Pflügen, Eggen, Ernten sowie Hilfe beim Dreschen.

1972, nach 27 Jahren der Vertreibung, unternahm mein Vater mit mir eine Fahrt nach Pommern zum Besuch unserer ehemaligen Heimat. Auf unserem Grundstück wohnte bereits die dritte polnische Familie. Sie war sehr nett zu uns. Wir konnten unser Haus in Augenschein nehmen. Ich stand eine gewisse Zeit mit ihnen in einem Briefwechsel. Die Familie Krupinski lud uns ein, bei ihnen (in unserem Haus) im schönen Sikory Urlaub zu machen. Daraus wurde aber nichts.

DE LEIWSBREIW

»Jung, hest all es in dinem Lewen
so'n rechten säuten Leiwsbreiw schrewen?«
»Ne«, seggd de Schippsjung Krischan Kahl.
»Schadt em ok nich, sedd di man dal
un schriew: »Min leiwe, säute Karolin,
uns Schipp, dat führt grad nah Stettin,
du leiewe Gott, in so'ne Firn,
dat äwer segg ick di, säut Dirn,
un schriew di dat in dissen Breiw,
ick hau di alle Knaken scheid,
ick mak den Puckel di so mör,
wenn ick von ann're Kirls wat hör -
Versteihst du mi?
Nu mark dat dil! -
Mi is dat Irnst, ick driw ken Spaß, -
In ewge Truge Leiw Din Klas'.«

Ich war im Schuldienst tätig, bin verheiratet und habe drei Kinder, die versorgt werden mussten, Matthias, Claudia und Catherine. Im vergangenen Jahr feierten wir bereits unsere Goldene Hochzeit. Ein Enkel ist schon Tischler, der andere besucht noch das Gymnasium, 9. Klasse. Pauline befindet sich noch in Amerika, die andere Enkelin Luisa studiert in England Latein und Englisch.

Mein Vater, stets ein fleißiger Landwirt, verstarb 1989.

Heute erfüllt es mich mit Stolz, aus eigener Kraft viel erreicht zu haben. Ob in der Tätigkeit als Pädagoge, im Kulturbetrieb, als Galerieleiter oder als Lehrmeister für die Ausbildung von Malern und Lackierern, immer hatte ich ein erfülltes und erfolgreiches Leben. Was mir geboten wurde, konnte ich der Gesellschaft zurückgeben. Das war aber auch nur möglich durch den Frieden in Deutschland. Jegliche kriegerischen Auseinandersetzungen in der Welt sollten vermieden werden! Die Integration der in Gefahr und Not geratenen Flüchtlinge und Asylanten sehe ich als Notwendigkeit an. Als ehemaliger, aus der Heimat Vertriebener, kann ich deren Schicksal gut nachempfinden.

*Siegfried Schötzow,
im April 2015*

Neustettins Seeufer im 19. bis 21. Jahrhundert

Der Streitzigsee / Jezioro Trzesiecko mit seiner 295,1 ha großen Wasserfläche (134 m über NN, 5,6 km lang und 11,8 m tief) hat sechs Inseln:

Hechtberginsel / Szczupaka,
Binsenberginsel / Sitowia,
Schlosserinsel / Slusarska,
Zeltinsel / Biwakowa,
Vogelinsel / Ptasia
und die Schwaneninsel / Łabędyia.

In den 1860er Jahren sei nur der Binsenberg sichtbar gewesen, wo mit Vorliebe die Angler standen, auch Bürgermeister Zingler. Zum See hätten meist enge, schmutzige Gassen geführt, weshalb man abends nicht auf den Straßen flanierte, sondern auf dem See scherzte und sang. Sechs Bäche fließen zum See und den Überlauf führt das Fließ Nisedop / Niedobna ab.

Das Seewasser stand im Frühjahr in den Kellern der Prediger- / Piotra Skargi, Junker- / Junacka und Kösliner Straße / ul. Koszalińska. Deshalb wurde 1867–1868 der See abgesenkt. Am Ufer war zunächst nichts als Sand zu sehen. Hier musste nun ein Fahrweg geschaffen werden, für den Bauschutt,

Lehm und Sand aufgeschüttet und gewalzt wurden. Der Weg, der durch das Gefängnisterrain etwas eingengt war, endete an der Seestrasse / ul. Jeziorna, an der damals nur Scheunen standen. Herr Kreisgerichtsdirektor Stellter, der später (1879) als Landgerichtsdirektor nach Duisburg versetzt wurde, machte sich zum »Schöpfer der Seeanlagen (am stadtseitigen Ufer), durch welche Neustettin eine der schönsten Städte Pommerns« wurde. Der Verschönerungsplan, den er vom Schloss bis zur Mündung des Ilenbaches, beim alten Exerzierplatz an der Martinstraße / ul. Joachima Lelewela entwarf, und dessen Anlage er in unermüdlicher Mitarbeit leitete, war eine große künstlerische Leistung. Er hatte auch den »Neustettiner Verschönerungsverein« gegründet mit dem Ziel, das stadtseitige Ufer des Sees in eine Parkanlage verwandeln zu helfen. Unter Verzicht auf die Gerichtsferien wirkte er dort auch sonntags bei jedem Wetter. Eine große Mühe machte besonders ein gangbarer Weg am Seeufer, für den in jedem Frühjahr neue Schüttungen nötig wurden. Zum Schutz gegen das Seewasser

wurden Weiden gesteckt. Als der Fußweg einigermaßen trocken war, wurden beidseitig Pappeln gepflanzt, die später durch edlere Bäume ersetzt wurden. Zwischen dem Fahrweg und der Promenade entstanden dann Rasenflächen und Baumgruppen. Kein Baum, kein Strauch kam ohne Stellter in 10jähriger Intensivarbeit in die Erde. Dort wurde später auch ein Obelisk als Denkmal für den Begründer der Parkanlagen, aufgestellt. Auch wurde die Uferstraße schon 1890 nach ihm benannt.

Am 6. 9. 2008 wurde in der Nähe dieses Platzes ein Gedenkstein für die Verstorbenen aus Stadt und Kreis Neustettin mit einer beeindruckenden deutsch-polnischen Feier aufgestellt. In den Einweihungsreden wurde betont, dass es die Heimatstadt für Menschen beider Nationalitäten ist und dass der Stein ein Zeichen für ihre freundschaftliche Verbindung sein soll.

Rechtwinklig breitet sich die Stadt längs des nördlichen und östlichen Ufers aus. »Durch die Vermittlung des Landschaftsdirektors von Hertzberg-Lottin ... erwarb ihn die Stadt am 26. Juni 1903«.

Mit dem gegenüberliegenden Klosterwald / Las Klastorny und den städtischen Anlagen beeindruckte

der See 1910 zur 600-Jahr-Feier durch seine besondere Schönheit. Dort gab es den Waldweg vom Streitzig- zum Völkowsee, der aber kein direkter Uferweg war. Die von der Stadt erworbene Restaurationsbude an der alten Anlegestelle war um 1900 auf die Mauseinsel / Wyspa Mysia versetzt worden und im Sommer 1905 von der alten Anlegestelle bis zur Mauseinsel ein Weg angelegt, der zu den schönsten Partien von Neustettin gehört haben soll. Einige Jahre später wurde die Mauseinsel vergrößert nach der Anlegebrücke zu, so dass ein Spielplatz dort entstehen konnte. Roelcke schildert, dass der Bürgermeister Sasse veranlasste, einen kleinen Hügel um einen Wachholderbusch stehen zu lassen, als man den Platz einebnete. Dieser kleine Hügel wurde zum Spaß der Sachkenner schon 1924 als Hünengrab bezeichnet, was in den 1960er Jahren polnischerseits zu einer ergebnislosen Suchaktion führte – man hatte hier also auch damals schon eine lebhaftige Phantasie.

1900 bis 1907 fuhr auf dem See ein Petroleum-Motorboot mit dem Namen Fürstin Hedwig. 1908 wurde das Benzin-Motorboot »Neustettin« angeschafft. Der Benzinmangel während des ersten Weltkrieges brachte den Motor-

bootverkehr zum Stillstand und es wurde wieder verkauft.

1910 wurde das Bismarck-Denkmal von dem hier stationierten Infanterie-Regiment erbaut, rundum bepflanzt und feierlich eingeweiht. Das Gelände dafür hatte Rittmeister Dennig aus Juchow / Juchowo gestiftet. Die Ausdehnung der Anlagen wurde bis zum Restaurant Seeblick fortgesetzt. 2009 begann man, das zerstörte Gebäude wieder neu aufzubauen.

Als 1913 mit dem Bau der Kasernen begonnen wurde, benutzte man den Aushub um eine unterhalb am See gelegene Halbinsel damit zu vergrößern und zu erhöhen. Nach den Vorschlägen des Gartendirektors Schlodder aus Köslin / Koszalin erhielt sie die derzeitige Gestalt. Nach ihm setzte sich Schornsteinfegermeister Julius Schmiedecke für Pflege und Verbesserung der Parkanlagen ein, weshalb der stadtseitige Parkweg »Schmiedecke-Ufer« genannt wurde.

Man wollte aber hinüber zum Wald, und so wurde 1916 die Genossenschaft »Bismarckfähre« gegründet für die Route vom Bismarckturm zum Marienthroner / Świątki Acker über das Marienthroner Seestück. Die Stadtverwaltung war zunächst gegen die Fähre, doch am Jahresende hatte

man 100 Mark plus erwirtschaftet und 1919 beteiligte sich die Stadt bei der Verlegung der Anlegestelle in Stadtnähe. Die Fähre dorthin hat auch zur Verbesserung der Wege im Klosterwald / Las Kląstorny geführt.

Am 5. Mai 1926 traf in Neustettin das Motorboot Hindenburg ein, das in Stralsund gebaut, mit eigener Kraft nach Kolberg fuhr und von dort per Bahn nach Neustettin kam.

Das Gelände zwischen dem Kreishaus (heute Musikschule) und dem Bismarckturm war morastig. Es bestand aus feuchten im Frühjahr oft überschwemmten Wiesen, die nur zum Hechtstechen gut waren. 1914 wurde das Gelände bis zum Sportplatz aufgeschüttet. Mit Feldebahnloren wurde das Erdreich im Frühjahr verteilt. Über eine Sandschicht kam noch 20 cm Mutterboden. Während des Krieges wurde das aufgeschüttete Gelände als Kartoffel- und Gemüseacker verpachtet. Diese Nutzung erwies sich als eine gute Bodenverbesserung für die späteren Parkanlagen,

Der Weg zur Anlegestelle am Bismarckturm war auch reichlich schattenlos. 1917 fand eine Versammlung des See-Ausschusses statt. Man sammelte für eine Parkanlage dort und erhielt 4.500 Mark.

Davon wurde der Uferweg vom Niesedop- / Niezdobna-Ausfluss bis fast zur Fähre mit Bäumen bepflanzt und erhielt 13 Ruhebänke.

1924 wurde der Sportplatz seiner Bestimmung übergeben, nachdem alle Jugendvereine ihn mit geplant hatten. denn 1925 bekam der Gartenbaudirektor Schlodder in Köslin / Koszalin den Auftrag, die Umgestaltung dieses Ufergeländes vom Kreishaus (heute Musikschule) in eine Parkanlage auszuarbeiten.

Der hiesige Leiter der städtischen Anlagen hatte zu jenen Plänen noch weitere Vorschläge ausgearbeitet. Zuerst sollten die Rasenflächen und Blumenanlagen vor dem Schloss gestaltet werden. Dann schlug er vor, mehr Seeufer-Gärten zu kaufen und zu verhindern, dass Häuser zwischen die Anlagen gebaut würden. Nach diesem Plan wurde erfolgreich verfahren, sonst gäbe es den schönen Parkstreifen an der gesamten Seeseite der Stadt nicht.

Zudem schlug er vor, den Streifen bis zur Gemarkung Streitzig/Trzesiekas fortzusetzen. Er meinte, dass Neustettin / Szczecinek wohl niemals eine große Handels- und Industriestadt werden würde. Die Stadt habe aber, durch ihre Lage und von der Natur geschaffene Vorbedingungen, die

Möglichkeit, sich andere Werte zu schaffen, um die es sehr beneidet würde. Sei Privatbesitz nicht mehr zu erwerben, so sollten wenigstens Gartenanlagen zum See hin obligatorisch sein, um die Einheit und Zusammengehörigkeit der Anlagen zu erhalten.

Weiterhin sollte die Stadt einen Vogelschutzpark in einem aufgeforsteten Teilstück anlegen, was später in der Nähe des Restaurants Seeblick (seit Juli 2011 Hotel Zielinski) verwirklicht wurde, und den Streitzigsee / Jezioro Trzesiecko sollte man nicht mehr zur Jagd auf Wasserwild verpachten, sondern als Vogelschutzgebiet erklären. – Zur Bismarckwarte wäre noch eine große Terrasse auszubauen und eine Freitreppe. Ein Kostenvoranschlag dazu läge dem Magistrat vor. Zwar seien zur Verwirklichung Schwierigkeiten zu überwinden, doch gehe es ja um die Zukunft unserer Heimat.

Wenn die Anlagen in dem vorgeschlagenen Sinne ausgebaut würden, »dürfte Neustettin / Szczecinek zweifelsohne eine der landschaftlich schönsten Städte des Landes werden«. Dann würden sich trotz des rauen Klimas viele Rentner und Pensionäre hier ansiedeln und im Sommer viele Besucher einfinden! Es sei die Pflicht der jetzigen Genera-

tion, für kommende Geschlechter vorzusorgen. Die Anlagen der Stadt seien kein Luxus, sondern eine Lebensnotwendigkeit für die Zukunft der Stadt und die Schaffensfreude seiner Bewohner.

1931 gab Bürgermeister Rogausch durch den Neustettiner Verkehrsverein e.V. einen Reklame-Prospekt heraus, der an alle Verkehrsvereine der umliegenden Städte verteilt wurde. Er besagte: *»Hiermit gestatten wir uns, auch Sie zu einem Ausflug nach Neustettin herzlich einzuladen. Neustettin mit seinem schönen Streitzigsee/Jezioro Trzecieko der von ausgedehnten Parkanlagen und Wäldern umsäumt wird, bietet den Ausflüglern das, was sie suchen: einige Stunden der Ruhe und Erholung. Die Badeanstalten, Familien Freibäder, Motorboot-Rundfahrten, Ruderboot-Vermietung und Konzerte gewähren mannigfaltigste Abwechslung. Schöne Ausflugsraststätten an Wald und See laden zur Rast ein. Insbesondere möchten wir darauf hinweisen, dass am 1. Juli des Jahres auf der Mauseinsel ein neu erbautes Ausflugslokal mit moderner Tanzdiele eröffnet wird.«*

Obwohl inzwischen ein zweiter Krieg mit all seinen Zerstörungen über Europa hin ging, ist die Schönheit von Neustettin/Szचे-

ciniek und seinen Uferanlagen immer noch erhalten. Auch ist die Stadt, von 20.000 Einwohnern um 1930, inzwischen auf ca. 40.000 Mitbürger angewachsen, so dass in Richtung Streitzig/Trzecieko gerade ein neuer Stadtteil entsteht und das Dorf 2010 eingemeindet worden ist..

Im Jahre 2003 begann man, entlang der geschwungenen Uferlinie einen Fahrradweg um den ganzen See von 14,5 km Länge anzulegen. Es wurden schon bestehende Wege mit einbezogen und mit blauen Schildchen markiert. Der Radweg windet sich um zahlreiche Landzungen, Halbinseln und Buchten und gibt immer wieder neue, überraschende Ausblicke auf und über den See frei. Er wird nicht nur von Sportlern und Sommerfrischlern genutzt, sondern dient ebenso als notwendige Verbindung für alle Bewohner der angrenzenden Ortschaften, die lieber (oder notgedrungen) ein Fahrrad für den Weg in die Stadt benutzen.

Der blaue Radweg beginnt am Berührungspunkt der Hedwig Str./ul. Ks. Elżbiety mit der Uferlinie des Streitzigsees/Jezioro Trzecieko, neben dem Gebäude des Fürstin-Hedwig Gymnasiums/Liceum Ogólnokształcące im. Ks. Elżbiety. Gemeinsam mit den Radrouten: gelb (Zauberhafte Land-

schaft/Zaczarowane Pejzaże) und grün (Persantetal/Dolina Parsęty), welche letztere entgegengesetzt verläuft, fahren wir nach Osten und Süden durch den historischen Stadtpark, der ab 1875 angelegt wurde. Nach etwa 500 Metern, auf Höhe der Konzertmuschel und des Springbrunnens, sieht man den Anlegeplatz für Segelboote zwischen den Bäumen. Nicht weit davon erhebt sich das ehemals auf eine Insel gebaute Schloss der Pommerschen Herzöge. Der südliche, älteste Teil des Schlosses, stammt aus dem 14. Jahrhundert. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts umgebaut, diente er einige Jahrzehnte als Witwensitz. In Richtung Südost sieht man über den dichten Baumwipfeln die schlanke, 78 m hohe Silhouette des Turmes der neugotischen Nikolaikirche/Narodzenia Najświętszej Marii, 1905–1908 erbaut. Im Chorraum gab es vier neugotische Glasfenster mit acht Szenen aus dem Leben Jesu Christi sowie die große Orgel mit 1670 Pfeifen.

Von dem Holzsteg der früheren Viktoriabrücke/Zamek-Boh, Stalingradu, an dem die Seerundfahrten mit den Ausflugsschiffen ›Bayern‹ (vor 40 Jahren am Stzarnberger See gebaut) und ›Gertraud‹ (vom Chiemsee) beginnen, führt eine Pappelallee zum Stadtbad, wo man

auch Boote mieten kann. Zunächst aber passieren wir das frühere Blücherbad, wo man 2008 die erste Wasserski-Anlage im ehemaligen Hinterpommern eingerichtet hat, die sich großer Beliebtheit erfreut. Nach einem weiteren Kilometer passieren wir neben dem neuen Fußballstadion von 1998 fünf alte, denkmalgeschützte, dicke Eichen. 500 Meter weiter, am Zaun des Sport- und Erholungszentrums vorbeifahrend, kommen wir zu einer Halbinsel, wo sich das Hallenbad/Basen befindet. Wir fahren dann an der großen Bucht mit der Schlosserinsel/Ślusarska vorbei. Am Fuße des Burgwerders mit dem aus Granitblöcken und Ziegeln 1910 gebauten Bismarckturm/Wieża Przemysława ist eine wunderschön gestaltete halbrunde Motorboot-Anlegestelle, die von der Ufergestaltung zu einem Wegekreis mit Mittelweg ergänzt wird. Daneben ragt eine große Halbinsel weit in den See. Hinter diesem Gelände kommt die Radroute an eine kleine Bucht. Immer höher steigt das Ufer und drängt den Pfad an den Rand des Wasserspiegels.

Am südlichen Ende des Streitzigsees/Jezioro Trzesiecko wird das hohe Ufer vom Tal des Lindenbaches/Lipowy Potok durchschnitten. Hier enden die den

Radweg begleitenden großen Laternen. Wenn wir etwa 3 km gefahren sind, können wir vom Brettersteg über den Bach den 19 Meter hoch über dem Wasserspiegel sich erhebenden Mönchsberg sehen. 1356 hat der Pommernherzog Bogusław V. das Augustinerkloster Mariazell gestiftet, wo 1361 seine Frau Elisabeth/księżna Elżbieta, Tochter des polnischen Königs Kasimir des Großen/Kazimierz Wielki starb. Die Herzöge Barnim IV. und Wratislaw V. förderten das Kloster weiter. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts zerfiel es und wurde abgerissen.

Hinter dem Lindenbach/Lipowy Potok trennt sich die blaue Radroute ›Rund um den Streitzigsee‹ von den andersfarbigen Radwegen. Einsam geht sie entlang der Seeuferlinie, wo sich moosbewachsene alte Weiden zum Wasserspiegel neigen. Die nahen Buchenhöhen senken sich langsam, die Sicht öffnend auf stark gewellte Felder und Wiesen, die als Wohnbau-Gebiet erschlossen und vereinzelt schon bebaut sind. Dafür mussten auch Jahrhunderte alte Buchen weichen. Wir überqueren die unterirdische Strömung des nächsten Baches, der die Wiesen südlich des Dorfes Marienthron/Świątki, das 2010 eingemeindet wurde, entwässert. Nach bereits vier Kilometern

führt der Weg nun an Uferbäumen entlang und an einer Landzunge und kleinen Bucht mit unbewachter Badestelle vorbei. Hier sind auch schon die blauen Stahlpfeiler einer Boots-Anlegestelle im Seegrund befestigt. Der Holzsteg fehlte im Mai noch. Im folgenden Buchenwald ist der 3,9 km lange Naturlehrpfad des Klosterwaldes/Las Klasztorna, wo der Uferweg nach Nordwest einbiegt. Zwischen den bewaldeten Hügeln des Seeufers und Völkowsees/Jezioro Wilczkowo fährt man über das Pulverfließ, heute Schlamm bach/Mulisty Potok genannt. Längs des Naturlehrpfades sind Regenunterstände, Rastplätze, kleine Brücken über die Flüsse sowie Informationstafeln aufgestellt.

Nach etwa fünf geradelten Kilometern trifft man eine denkmalgeschützte Stieleiche mit einem Stammumfang von 3,6 Metern und einer Höhe von 28 Metern. Weithin leuchtet das schöne Panorama des gegenüberliegenden Stadufers von Neustettin/Szczecinek herüber.

An der Mündung des Schlamm baches/Mulisty Potok in den Streitzigsee/Jezioro Trzesiecko, der vom nahe gelegenen Völkowsee/Jezioro Wilczkowo her fließt, ist der nächste Unterstand bei einem großen Findling. Auch von

hier sieht man den zentralen Teil der Stadt am Seeufer. Die Reihe der gesprengten Stahlbetonbunker und Schützengräben gehört zum ehemaligen Pommernwall/Wal Pomorski, der gegen Kriegsende noch die russische Wehrmacht aufhalten sollte, doch gab es zur Verteidigung keine Soldaten mehr.

Nach einem Brettersteg über den Bach sehen wir den ersten Bunker. Den zweiten passieren wir am Ansatz der Landzunge. Bis zur Mitte des alten, schattigen Buchen- und Kiefernwaldes sind wir sechs Kilometer geradelt. Auf einem Hügel hinter der Weggabelung erschreckt uns der nächste Bunker mit seinem gesprengten Stahlbeton.

Wir fahren am Anfang der berühmten Mauseinsel/Wyspa Mysia entlang, die – wie bereits erwähnt – dadurch entstand, dass eine ufernahe Insel durch einen Erddamm mit dem Ufer verbunden wurde. Von dieser Halbinsel aus gibt es einen schönen Blick auf die Hechtberg/Wyspa Szczupaka und die Stadt Neustettin/Szczecinek auf der anderen Seeseite. Zur Zeit ist die Mauseinsel wieder durch einen Bootsanlegesteg mit der Dampferroute der Stadt verbunden. Auch ist hier 2011 wieder ein einfaches Ausflugslokal entstanden. Ein hölzerner Mittelbau

mit gewinkelten Dacharmen, die Tische und Bänke beschatten und vor Regen schützen. Davor unzählige Sonnenschirme mit weiteren Tischen und Stühlen. Auch gibt es neben der Bootsanlegestelle einen Volleyballplatz mit Netz. Auch für Kontainer-Toiletten ist in der Sommersaison gesorgt sowie für Auto-Stellplätze, gute Zufahrtstraßen und einen Grillplatz.

Nach einer Gesamtstrecke von 7½ Kilometern erreichen wir im Wald eine malerische Landzunge mit dem nächsten gesprengten Stahlbetonbunker auf der Anhöhe. Hier überqueren wir den Pommernwall, der sich vom Streitzigsee / Jezioro Trzesiecko in nordwestlicher Richtung weiter erstreckt. Bei der Weggabelung am Anfang der ruhigen kleinen Bucht mit der Zeltinsel / Wyspa Biwakowa führt die blaue Radroute vom Ufer aus dem Kiefernwald ins Freie. Am westlichen Ufer der Bucht kann man zur Halbinsel mit Zeltplatz und den zwischen den Bäumen versteckten Resten einer frühen mittelalterlichen slawischen Siedlung fahren.

Nach bereits neun Kilometern fahren wir, zwischen Wiesen und Waldrand, zu einer Holzbrücke über den Kanal, der vom Radatzsee / Jezioro Radacz hier nun in den Streitzigsee / Jezioro Trze-

MEINE REISE NACH POMMERN

Auch ich wollt' die alte Heimat seh'n
mit meinen Söhnen, damit sie versteh'n,
warum ich vom Land meiner Kindheit erzähle,
einer Zeit, die mich tief im Herzen bewegt.

Von den plätschernden Wellen am Ostseestrand,
von den prächtigen Kiefern im Blaubeerenwald,
vom Hämmern des Spechtes ständig begleitet,
endlose Felder – das Klappern der Störche,
Blitz und Donner – galoppierende Pferde
in der Ernte bei prasselndem Regen,
die Stoppelfelder und schnatternde Gänse,
Kartoffeln im Herbst und zerschundene Knie,
auf glutheißen Steinen gebackenes Brot,
für die Kinder den Stuten mit Apfelspälte,
die Früchte der Bäume,
für den Winter getrocknet,
das Korn in den Scheunen,
im Winter gedroschen,
knirschender Schnee
unter den Kufen der Schlitten,
Schwazsauer,
Stampfkartoffeln mit Buttermilch.
Marienburg – Kathedrale in Oliva – Orgelkonzert.
Der Künstler entlockt der gewaltigen Orgel
das Plätschern der Wellen,

siecko fließt. Nach der Brücke biegen wir an der gepflasterten Spielstraße, Segelstraße / ul. Żeglarska genannt, rechts nach Norden ab. Am westlichen Seeende erreicht die blaue Radroute die ersten Häuser von Streitzig / Trzesieka, das im Jahre 2010 der Stadt einge-

meindet wurde. Seit der Zeit gibt es hier auch einen Minigolfplatz. Wenn wir das ehemalige Dorf durchfahren haben, kommen wir wieder auf die nördliche Stadtseite des Sees. Wir erreichen die Hauptstraße Neustettin – Bärwalde / Szczecinek – Barwice und wenden

das Zwitschern der Vögel,
das Hämmern, den Donner,
prasselnden Regen,
das Schreien der Knechte,
wiehernde Pferde.

Doch dann kippt sie um meine kindliche Welt.
Es ist kein Gewitter – es sind Panzerkanonen,
prasselndes Feuer – ein Treckwagen stürzt,
den Pferden die Beine von Panzern zerquetscht,
die Schatten von Menschen
vor nächtlichem Feuer,
Wahnsinn und Rachgier fordern Tribut,
ein weinendes Kind,
dessen Mutter geschändet,
der Todesschrei eines Menschen,
zermalmt von den Ketten des Panzers,
ein alter Mann erschossen,
weil er schützend sich vor seine Tochter stellt,
geschändet – ermordet – den Freitod gewählt.

Auch ich wollte die Heimat seh'n,
mit meinen Söhnen, damit sie versteh'n.
Ich habe geheult – verwunderte Blicke,
nicht verstehend voll Sorge der Söhne Gesicht.
Die Orgel verstummt. Beim letzten Akkord
fasst mich am Arm ein Mütterchen,
im Kopftuch verhüllt, fragt sie ganz leis:
»Warum hast Du geweint?« *Hans Knop*

uns nach rechts. Zusammen mit der roten Radroute der Neustettiner Seen / Szczecineckie Jeziora sowie der schwarzen und grünen Radroute fahren wir nun östlich weiter. Wir überqueren zunächst die Laumnitzmünde, einen kleinen Bach, der weite Felder und Wiesen

im Norden entwässert, um dann in das Westwäldchen zu fahren.

Bei einer kleinen Badebucht fahren wir (nach weiteren 11 Kilometern) von der Hauptstraße ab und den Uferpfad entlang in einen Kiefernwald. Auf der Höhe der zweiten Landzunge können

wir nach Norden in den Waldweg abbiegen, der zum 100 Meter entfernten Bunker führt. Die blaue Radroute kreuzt hier erneut den Pommernwall / Wał Pomorski und das dahinter liegende Neubaugebiet.

Bei einer mit Birken bewachsenen Landzunge passieren wir das Hotel Zilinski auf dem höher gelegenen Seeufer und dessen Bade- stelle. Hier stand Ende der 1990er Jahre ein Kulissen-Wohnhaus mit Nebengebäuden für die deutsch- polnische Filmproduktion: »Ein Tag aus dem Leben Bertold Brechts«. Wir fahren dann vom Fußballplatz Quadrat / Kwadrat längs einer Lindenallee von der alten Militär-Badeanstalt zum Frei- bad unterhalb des Krankenhauses. Dazwischen war der Kaiser-Wil- helm-Platz, auf diese Halbinsel wurde 1937 das Denkmal Kai- ser Wilhelms I. vom Marktplatz (dort 1897 aufgestellt, nach einem Entwurf von Prof. Wandschnei- der / Berlin) versetzt. Nahebei waren zwei Monumente für gefal-lene Krieger von Regimentern, die in Neustettin stationiert waren. Hinter dem Dampfer-Anlegeplatz beim Hotel Residence, Martinstra- ße / ul. Lelewala stoßen wir wieder auf die gelbe Radroute *Zauber- hafte Landschaft / Zaczarowane Pejzaże*. Nach fast 14 Kilometern sausen wir von Eichen und Eschen

umgeben an der Schwanen- oder Liebesinsel / Wyspa Łabędzia vor- bei, die durch ein Brückchen mit dem Festland verbunden ist. Hier befindet sich beim nahe gelegenen Restaurant »Jolka« eine weitere Anlegestelle.

Etwa unterhalb der Parkstra- ße / ul. Parkowa. stand früher das Denkmal zu Ehren der gefallenen Krieger von 1866 und 1870 / 71, Davor drei Monumente für Otto von Bismarck, Helmuth von Molt- ke und Albrecht von Roon, den preußischen Kriegsminister von 1859, auf dessen Veranlassung Bismarck 1862 preußischer Minis- terpräsident wurde; ein Pommer aus der Kolberger Gegend.

Prächtige Eschen markieren den letzten Routenabschnitt. Vor dem Gebäude des Fürstin- Hedwig Gymnasiums / Liceum Ogólnokształcące im. Ks. Elżbiety sehen wir noch das Grabdenkmal von Johannes Samuel Kaulfuß, verst. 1832, eines der bedeutends- ten Direktoren dieser Schule, in dessen Nähe früher auch das Denkmal des Direktors Röder stand. Hier beim Anfangspunkt beenden wir die schöne Tour von 14,5 Kilometern Länge.

*Christa Himmele, geb. Dennig,
Dorothee Himmele-Doll
Wengershof / Janowo 8
Sommer 2012*

Sportgeschichte in den Dörfern im Kreis Neustettin

Laut <http://www.verwaltungsgeschichte.de/neustettin.html> gab es 1939 im Kreis Neustettin neben den vier Städten Neustettin, Ratzebuhr, Tempelburg und Bärwalde 133 dörfliche Gemeinden. Im Neustettin-Museum zu Eutin befinden sich Chroniken der Dörfer bzw. Gemeinden Bewerdick, Groß und Klein Küdde, Grünewald und Burghof, Klaushagen, Lottin, Neu-Wuhrow, Persanzig, Sparsee, Stepen und Thurow, in denen sich Beiträge zu den dortigen Turnvereinen finden. Persönliche Erinnerungsbücher gibt es zu Dieck und Kölpin, aus denen zum sportlichen Leben dieser Orte jedoch nichts zu entnehmen ist. Zu mehr als 90 % der Ortschaften liegen im Neustettin-Museum also keinerlei chronikale Aufzeichnungen vor. Trotzdem lässt sich eine Vorstellung gewinnen über das sportliche Leben auf dem Lande im Kreis Neustettin in der Zeit bis 1945.

Nach Auswertung der Dorfchroniken ergibt sich folgendes Bild:

Unter den Dörfern im Kreis Neustettin nahm **Klaushagen** eine Sonderstellung ein, obwohl es nur von mittlerer Größe war. Der Männerturnverein (MTV) Klaushagen

wurde bereits 1899 auf Initiative mehrerer Einwohner gegründet. Das Hauptgewicht des Übungsbetriebs lag bis zum 1. Weltkrieg auf dem Geräteturnen, für das jedoch keine Halle zur Verfügung stand, sondern nur ein Gasthaussaal. Das Stiftungsfest wurde als öffentliche Veranstaltung jährlich im Februar gefeiert. An die Vorführungen am Reck und am Barren und im Reigentanz schloss sich der Festball an. Nach dem Krieg trat die Leichtathletik in den Vordergrund. Ansporn dazu waren die Bannerwettkämpfe, die aus Weitsprung, Hochsprung, 100-m-Lauf, Kugelstoß und Mannschaftsübungen bestanden und an denen auch Jugendliche teilnehmen durften. In Klaushagen wurde an zwei Wochentagen und am Sonntagvormittag trainiert. Der Erfolg zeigte sich darin, dass die junge Mannschaft 1927, 1928 und 1929 in Neustettin siegte. Nach dem dreimaligen Erfolg ging das Kreisbanner in den Besitz des MTV Klaushagen über. Als einziger Dorfverein nahm der MTV Klaushagen auch jenseits der Kreisgrenzen an Sportveranstaltungen teil. Mehrfach schickte er Mannschaften zu den Gollenwettkämpfen nach Köslin.

Wie Erich Manns mitteilt, stand

im Jahre 1911 »im amtl. Schulblatt ein Erlass, der hauptsächlich die jungen Lehrer aufforderte, sich der schulentlassenen Jugend anzunehmen durch Gründung von Turnvereinen. Gesang, Sport, Turnen, Vorträge usw. sollten mit der Jugend betrieben werden.«

An dieser glaubwürdigen Aussage fällt auf, dass ins Aufgabenfeld von Turnvereinen (so die allgemeine Bezeichnung in den Chroniken der Dörfer des Kreises Neustettin) ausdrücklich Gesang, Vorträge »usw.« fallen sollten. Es wurde tatsächlich so verfahren, wobei die verschiedenen Vereine natürlich unterschiedliche Schwerpunkte setzten. Die Vorträge zielten darauf ab, ein Volks- und Nationalitätsbewusstsein zu schulen, zum »usw.« gehörten Fahnenweihen und Gedenkveranstaltungen zu nationalen Anlässen, aber auch gesellige Veranstaltungen wie Wanderfahrten und Festbälle.

Erich Manns kam 1911 als zwanzigjähriger Lehrer nach **Per sanzig**. Er folgte dem genannten Erlass, indem er zunächst im Juni 1912 die Dorfjugend zu einem Fußballspiel aufrief, zu dem um die 30 junge Menschen kamen. Bald wurde unter Beteiligung von 40 Personen der Turnverein Per sanzig gegründet. Die Regierung stellte für den Ankauf von Geräten

150 RM zur Verfügung. Ebensoviele Geld brachte der Verein auf, allein 120 RM durch passive Mitglieder. »Reck, Barren, Kasten, Kletterseile usw.« wurden erworben, sodass im Oktober 1912 im Saal eines Gasthauses das Turnen beginnen konnte. Trainiert wurde an einem Tag pro Woche von 19 bis 22 Uhr. Auf den monatlich stattfindenden Versammlungen wurden u. a. Volkslieder gesungen und Vorträge gehalten. Der Verzehr von Alkohol war dabei verboten. Kurz vor Weihnachten veranstaltete der Verein schon einen Unterhaltungsabend mit einer Geburtstagsfeier Sr. Majestät, Theater, Turnen und Reuter-Rezitationen. In seiner Rede forderte der junge Lehrer als Vorsitzender die »körperliche Kräftigung der immer mehr verweichlichten und erschlaffenden Jugend« und die »Erzeugung eines fröhlichen Sinnes und sittlicher Erstarkung«. Das aufgeführte Stück »militärischen Charakters« führte Deutschlands Werdegang von der Zeit des Großen Kurfürsten, Friedrichs des Großen, der Freiheitskämpfe und der letzten Feldzüge »bis zu unserm Kaiser« vor und sollte die »Machtstellung« Deutschlands demonstrieren. – Sportliche Erfolge blieben nicht aus. Für die Bannerwettkämpfe, die der Regierungspräsident des

Bezirks Köslin im Frühjahr 1914 stiftete, qualifizierte sich der TV Persanzig in der Vorentscheidung gerade noch und belegte beim Kreis-Entscheidungskampf, der im Juli 1914 in Ratzebuhr ausgetragen wurde, den vorletzten Platz vor Bärwalde. 1920 wurde ein zweites Banner gestiftet, sodass die Städte und die Landvereine ihre Wettkämpfe getrennt durchführten. Erich Manns war nach dem Krieg erneut nach Persanzig gekommen und gewann mit seiner Mannschaft sogleich das Banner der Dörfer. 1922 gelang es zum zweiten Mal. »Im Jahre 1937 errang der Verein den 1. Platz im Gau Pommern.« Das Stiftungsfest zum 10jährigen Bestehen des Vereins fand erst 1923 statt mit Fahnenweihe, Wettkämpfen und Tanz.

Aus den vorliegenden Chroniken ergibt sich nicht, ob die Bemühungen der Regierung, die sportliche Betätigung der Jugend zu fördern, in anderen Orten schon vor dem Krieg auf ebenso fruchtbaren Boden fielen wie in Persanzig. Sicher war hier die Voraussetzung mit einem besonders jungen und besonders engagierten Lehrer günstiger als anderswo. In den anderen Dörfern des Kreises Neustettin kam es, soweit den Chroniken zu entnehmen ist,

erst in den 1920er Jahren und auch nicht überall zu einem organisierten Sportbetrieb.

1920 rief der Lehrer Kruggel den Turnverein **Groß-Küdde** ins Leben. Als er zwei Jahre später versetzt wurde, übernahm der Besitzer der Fischerei auf dem Vilmsee, Ernst Stropahl, den Vorsitz, gab ihn aber 1925 an den Schulleiter Werner Schulze ab, der bis 1945 den Posten innehatte. Der Verein hatte um die 150 Mitglieder. Geturnt wurde im Saal eines Gasthauses. Die Männerriege unter Leitung des Turnwarts Robert Petz, der fünf Männer angehörten, errang dreimal in Folge das Banner, das darauf in den Besitz des Vereins überging. Auch die Damenriege mit vier Turnerinnen war erfolgreich, sie wurde 1936 in den Geräte-Mannschaftskämpfen der Frauen, 2. Stufe, Gausieger Pommern/Grenzmark. Die Damen sollen auch gute Leichtathletinnen gewesen sein, ohne dass der Chronik Näheres zu entnehmen ist. – In **Stepen** gab es einen Fußballverein, der Anfang der 20er Jahre gegründet worden sein und den Betrieb Ende der 30er Jahre eingestellt haben soll, aber offenbar nicht vor 1939. Als Spielplatz dienten Wiesen, die mehrfach gewechselt werden mussten. Auswärtsspiele fanden nur im Umkreis bis zu 9 km

statt. – Der Turn- und Sportverein Lottin wurde 1925 gegründet und hatte anfangs 47 Mitglieder. – Aus **Thurow** wird berichtet: »Mitte der 20er Jahre gründete Lehrer Reichow einen Turn-Sport-Verein, der 1933/34 von der SA übernommen wurde, aber offenbar erstarrt war.« Der Lehrer verwaltete die Turngeräte, die sich in einem Gasthaussaal befanden und in den 30er Jahren von einigen Jungen in Privatinitiative benutzt wurden, die auch selbst Hochsprungständer bauten. Kugel, Speer, Bandmaß und Stoppuhr standen ihnen zur Verfügung, sowie im Garten ein Reck und ein Barren. Sie nahmen auch ohne Vereinszugehörigkeit an den Reichsjugendwettkämpfen teil. – In **Grünewald**, wo vielleicht schon um 1900 ein Verein bestand, gründete der Lehrer Max Ristow einen Sportverein, in dem Turnen, Leichtathletik, Fußball, Handball und Schießen mit Kleinkaliber und Gewehr 98 ausgeübt wurden. Als Übungsstätte fürs Turnen stand ein Gasthaussaal mit Pferd, Barren und Reck zur Verfügung, für die Spiele ein Sportplatz, für die Schützen ein Schießplatz mit einer Schießentfernung bis 100 m, beide gegen Gebühr. 1936 wurde der Sportplatz verlegt. Die Turner und Sportler nahmen an Wettkämpfen in Neustettin, Groß

Krössin und Groß Tychow teil. Zu den Jahreswechslern führte der Verein Veranstaltungen mit Turnen, Ball(gymnastik?) und Theateraufführungen durch. – Aus **Sparssee** gibt es nur summarische Angaben. Zur Zeit der Weimarer Republik fand das gesellschaftliche Leben in sieben Vereinen statt, darunter einem Schützenverein. Pfarrrer Kley notierte am 2. Oktober 1928: »... hier hat sich am Sonntag beim Sport (Fußball) Dobberstein (22 Jahre) das Schienbein gebrochen...« Ob das Spiel im Rahmen eines Vereins, etwa des Jünglings- und (oder?) Männervereins oder der Bismarckjugend oder beim Bolzen stattgefunden hatte, ist der Quelle nicht zu entnehmen. – In **Neu-Wuhrow** war der Turnverein Gut Heil aktiv. Er scheint sich lange auf das Geräteturnen einschließlich »Freiübungen (heute Bodenübung)« beschränkt zu haben. Im Winter wurde auch hier im Gasthaussaal geturnt, im Sommer auch auf der Wiese eines Bauern am Barren und Pferd, daneben auf dem etwas abschüssigen alten Turnplatz am Reck. Bei den häufigen Turnwettkämpfen erhielten die Sieger Lorbeerkränze. Mitte der 1930er Jahre ermöglichte ein »Großer Lotteriegewinn« die Anschaffung vieler Geräte und die Anlage eines Sportplatzes, »und es

blieb noch soviel Geld übrig, dass noch ein neuer Leichenwagen für die Gemeinde gekauft wurde.« – Aus **Wulfflatzke** steht bisher (19.08.2010) nur ein Foto von 1935 zur Verfügung, das 35 Personen, offenbar (fast?) alle Mitglieder des Turnvereins zeigt, 25 Männer (darunter mehrere Jugendliche), 15 Frauen und Mädchen, 5 Jungen von etwa 10–12 Jahren. – In der Chronik der Gemeinde **Bewerdick** wird kein Turnverein erwähnt. Doch weist sie im Gegensatz zu den anderen Chroniken ein volkstümliches sportliches Ereignis hin, das Pflingstreiten, das vor dem ersten Weltkrieg alle Jahre stattfand (S.12). In Neu Bewerdick gab es auf der weit in den Kämmersee hineinragenden Halbinsel eine Badestelle mit einem »Badehaus«, Tischen und Stühlen (S.10), offenbar aber ohne Steg oder gar Sprungbrett. Für den Schulsport wurde im Zusammenhang mit dem Bau eines neuen Schulgebäudes 1925/26 (Preis 32.000 RM) auch ein Turn- und Spielplatz erstellt, »wozu wir vorher die Dorfstraße benutzten.« (S.9)

Ein großes Bauprojekt wurde auf Anregung von Landrat Dr. Rudolf Mallmann von 1927 bis 1931 in der Nähe von **Drensch** verwirklicht. Auf der Landenge zwischen dem Virchow- und dem Stüd-

nitzsee wurde auf 51 Morgen ein Jugendland mit Jugendherberge, Sportplatz, Bootshaus und Badehäusern geschaffen.

Das Fazit:

Die Initiative zur Gründung von Vereinen ging in den Jahren der Weimarer Republik vor allem von den Lehrern aus. Regelrechte Sportstätten standen kaum zur Verfügung. Das Turnen, das bei den meisten Vereinen im Mittelpunkt stand, wurde im Saal eines Gasthauses durchgeführt, im Sommer manchmal auch im Freien. Das leichtathletische Training fand zu meist auf einer Wiese statt, die ein Bauer kostenlos oder gegen einen Mietbetrag zur Verfügung stellte. Sprunggruben entstanden in Eigenarbeit, Laufbahnen existierten nicht, Geräte gab es nur in äußerst bescheidenem Umfang. Ballspiele konnten schon aufgrund der geringen Bevölkerungszahlen nur mit großen Einschränkungen trainiert werden. Trotzdem spielte man gern Fußball, während andere Ballspiele kaum irgendwo betrieben wurden. Natürlich bestand überall der Wunsch, die Kräfte in Begegnungen mit den Sportlern anderer Vereine zu messen. Das geschah jedoch fast überall nur in geographisch engem Umkreis. Allein der Mangel an öffentlichen und auch

privaten Verkehrsmitteln erforderte es, sich auf die nächste Umgebung zu beschränken.

DIE STÄDTE

Ratzebuhr

Gerhard Breitzke hat eine ausführliche Jahrestabelle der wichtigen und interessanten Ereignisse zur Geschichte von Ratzebuhr zusammengestellt, in der sich auch Angaben zur Sportgeschichte der Stadt finden. Als erster Verein mit sportlichen Zielen wurde 1903 ein Radfahrverein gegründet (S.45). 1922 folgte ein Arbeitersportverein. Im selben Jahr wurde ein Sportplatz gebaut, wobei sich »beide Sportvereine« beteiligten, außer dem Arbeitersportverein auch der »Deutsche Turnerbund«, über den es aber keine weiteren Angaben gibt. Auch »die jungen Bürger der Stadt halfen kräftig mit«. Gleichzeitig begann der Bau einer Badeanstalt am Wockingsee, dessen Umkleidekabinen und ein Laufsteg im folgenden Jahr fertig wurden (S.50). 1930 werden unter den 11 Vereinen der Stadt der Radfahrverein und der Männerturnverein, das ist offenbar der zunächst als Arbeitersportverein bezeichnete Klub, sowie der Schützenverein genannt (S. 54f.).

1935 beginnt in Ratzebuhr eine neue sportliche Ära. Die Truppenübungsplätze Groß-Born und Westfalenhof werden eingerichtet und haben, wie es scheint, Einfluss darauf, dass die Badeanstalt ausgebaut wird. Es gibt neue Umkleidekabinen und einen neuen Laufsteg, an dessen Ende ein 1-m- und ein 5-m-Brett sowie ein 50-m-Wendebrett errichtet werden. Auch wird das Gelände der Badeanstalt eingezäunt (S.58). 1936 wird die Rodelbahn auf dem Tetzlaffsberg erneuert (S.59), und es wird ein Segelfliegerverein gegründet, für den eine Halle errichtet wird, die zwei Segelflugzeuge aufnehmen kann. Übungsgelände ist auf Steinke-Berge (S. 60). Der Segelfliegerverein wird jedoch schon am 17. April 1937 wieder aufgelöst, dafür wird ein NS-Fliegerkorps gegründet (S.61). Aus dem Olympiajahr 1936 stammt die Nachricht, dass im TV Ratzebuhr auch Handball gespielt wurde: »Eine Handball-Auswahlmannschaft vom Heeres-Sportzentrum Hammerstein (Trainingslager der Olympiateilnehmer) spielte gegen die Handballmannschaft vom Turnverein Ratzebuhr. Das Spiel verloren die Turner mit 28:1 Toren.« (S. 61). Nun ja, die Nationalmannschaft gewann dann in Berlin ja die Goldmedaille. 1938 nahmen einige Ratzebuhr-

rer Turner und Turnerinnen am Deutschen Turnfest in Breslau teil (S. 62).

Offensichtlich bewirkte die Nähe der Wehrmacht einen Aufschwung in mehreren sportlichen Bereichen. Die andere Seite der Medaille zeigt eine Notiz vom Ende desselben Jahres, dass nämlich das Schützenhaus, die Anlagen auf dem Tetzlaffsberg (von denen in der Tabelle nur die Rodelbahn genannt wird) und der Tennisplatz von Dr. Rasch mangels Pflege verkommen (S. 63).

- 1 R. Lehmann (ca. 1927): Neustettin in den 60er Jahren, Norddeutsche Presse, Neustettin, S. 1.
- 2 dito, S. 31.
- 3 K. Roelcke (1926): Vom Pommerschen Südostwinkel, Verlag Hertzberg's Erben, Neustettin, S. 15
- 4 dito, S. 16.
- 5 Vgl. Roelcke S. 16 ff., auch für die folgenden Angaben vom Anfang des Jahrhunderts
- 6 Vgl. Roelcke S. 20 ff.
- 7 Vgl. Roelcke S. 24.
- 8 Acta 15, Neustettiner Verkehrsverein e.V. (1931–1942) vom 30.6.1931.

*Klaus Langenfeld, 1. Ausarbeitung
zur Sportgeschichte im Kreis Neustettin*



Stepen – Unsere acht Seen

Wasser-Ver-Lauf

Von dem griechischen Philosophen Heraklit (um 500 v. Chr.) stammt die vieldeutige Aussage »Panta Rhei! = Alles fließt!«

Wasser ist Bewegung, Wasser ist Leben in der Geschichte unseres Lebens.

Die Bedeutung des Wassers können wir Menschen sicherlich gar nicht hoch genug einschätzen. Wasserläufe und Seen sind mit Geschichten sozusagen »am Rande« versehen, ja, sie prägen symbolhaft im Jahresablauf Landschaften und menschliches Leben. Darüber hinaus frage ich mich oft: Was ist eine Landschaft ohne Berge, Hügel und Wasser?

Für mich gibt es eigentlich nichts Eindrucksvolleres, nichts Schöneres, als wenn zwischen rotbraunen Kiefernstämmen oder wogenden, gelben Kornfeldern plötzlich Seen unter den einmaligen Wolken am Himmel zu entdecken sind – für mich »einfach heimatlich!«

Vor einigen Tagen kramten mein vier Jahre älterer Bruder Günter und ich wieder einmal in Heimat-erinnerungen, und wir stellten fest, dass unser Dorf Stepen, gelegen auf dem hinterpommerschen Landrücken im Kreise Neustettin,

mit besonders reizvollen Seen beschenkt war. Sage und schreibe acht Seen lagen direkt bzw. angrenzend in unserer Gemarkung.

Ja, und davon will ich heute berichten.

Der Lübzer See (1)

Ein geradezu sagenumwobener Moorsee. In unserer Dorfchronik taucht er schon früh auf. In dem Abschnitt Hexenprozesse wird berichtet, dass die Witwe Anna Venske in einer Donnerstagsnacht vor Ostern am Lübzer See zur Hexe umgetauft wurde. Von einem Bauern Dally habe sie die Zauberei erlernt. Frau Dally und Michel Dahlke seien Taufpaten gewesen.

Es ist schon erstaunlich, welche unsinnigen Dinge man im 16./17. Jahrhundert glaubte.

1917/18 wurde von russischen Kriegsgefangenen der See trocken gelegt, und zwar wurde eine Hügelkette durchbrochen, das Wasser verrohrt und in den Eichensee abgeleitet. In der trocken gelegten Fläche entdeckte man symmetrisch angelegte Eichenpfähle, die auf eine sehr frühe Besiedlung schließen ließen.

Dann, im Herbst 1937 wurden ganz in der Nähe des Lübzer Sees

beim Ausschachten von Wrukenmieten Steinkistengräber mit Urnen gefunden. Meine Cousine, Helga von Sehlen, geb. Affeldt, erzählte mir, als wir über das Thema sprachen, dass sie damals als Schülerin den Studienrat, Herrn Zehm aus Neustettin, der sich mit Archäologie beschäftigte, zu der Fundstelle geführt hat. Auch mein Bruder Günter konnte sich erinnern, dass er als Schüler bei der Ausgrabung zum Einsatz gekommen ist. Für uns Kinder waren das eindrucksvolle, geheimnisvolle Geschichten aus der Vergangenheit.

Der Eichensee (2) ist der nächste See, von dem ich berichten möchte. Er lag von unserem Dorf aus gesehen in nordöstlicher Richtung, unweit vom Weg zur Schäferei. Seinen Namen hatte dieser ca. 14 Hektar große See wohl daher, weil noch immer einige knorrige Eichen am Ufer stehen. Früher muss das ganze Ufer solch einen alten Baumbestand gehabt haben. Mein Onkel, Herrmann Affeldt, der während der Sommerzeit für den Gutsbesitzer Piltz die Fischerei zu versehen hatte, zerriss sich an einigen Stellen immer wieder die Netze an alten Baumstämmen, die sich im tieferen Wasser befanden. Mein Bruder erzählte mir, dass er mit unserem Vetter, Rudi Affeldt,

oft ohne Erlaubnis geangelt hatte. Rotaugen und Hechte gab es reichlich.

Zu dem Eichensee sind wir Kinder aber selten gegangen, weil er fast ringsum mit Schilf und Rohr bewachsen war. Durch den vorhandenen Bewuchs und die geringe Störung durch den Menschen waren hier auch viele Wasservögel anzutreffen: Wildenten, Blesshühner, und fast in jedem Jahr nistete auch ein Schwanenpaar dort am See.

Der Abfluss vom Eichensee zum Dorfsee wurde im Volksmund ›Graben‹ genannt. Für uns Jungs war dieser Graben besonders interessant. Sehr zum Ärger des Gutsinspektors, Max Bülow, haben wir im Graben mit selbst gebastelten Drahtkeschern und Netzen Fische gefangen. Die Plötze und Uklei-Fische, die wir fingen, waren allerdings ausgesprochen klein und mickrig. Die ständige Furcht, dass jeden Augenblick der Inspektor über den nächsten Hügel angeritten kommen könnte, machte diesen Fischfang besonders spannend, denn Herr Bülow hatte eine gewaltige Stimme und eine schmerzende Reitpeitsche, mit der er auch zulangte, wenn er einen von uns erwischte. Als ich ein ziemlich kleiner Knirps war und im Graben badete, meine ich

mich zu erinnern, dort sogar noch Krebse gefangen zu haben. Der große Aalbestand im Eichensee hat später leider die Krebse total vernichtet.

Nun wollen wir uns dem Dorfsee (3) zuwenden. Mit ihm lebten die Dorfbewohner am intensivsten. Wenn man sich dem Dorf über den Berg von der Stepener Mühle her näherte, lag er plötzlich im Blickfeld. Es war ein wirklich schöner See, ca. 15 Hektar, also 60 Morgen groß. Dieser See war für alle Bewohner da, ob klein oder groß. Alle lebten mit ihm durch die Jahreszeiten. Bis auf den Fischfang mit Netzen ließ der Gutsbesitzer als Eigentümer auch alles zu. Vom Anberg zur Mühle konnte man, wenn der Blick zunächst nach links wanderte, über den See hinweg Janitzens Fichten sehen. Unmittelbar gegenüber lag unsere Badestelle, sie wurde ›Katzenteich‹ genannt. Ein merkwürdiger Name! Woher er gekommen ist? Ich weiß es nicht. Aber einer muss ihn einmal aufgebracht haben, und fortan trug die Badestelle diesen Namen.

Herrliche Stunden haben wir hier verbracht. Wir haben auf selbst gebundenen Binsenwesten das Schwimmen gelernt. Die großen Jungs schwammen sogar hinüber ans andere Ufer. Im Sommer war hier immer gegen Abend ein

Getümmel und Geschrei, so dass man es schon von weitem hören konnte.

Wenn man den Blick dann am gegenüber liegenden Ufer nach rechts weiter wandern ließ, konnte man Schusters und Pitzkes Tannen sehen. Ja, und dann kam der Lustgarten mit einem herrlichen Baumbestand und danach das für uns Kinder fast schlossähnliche Gutshaus. Es folgten die Tränke für Pferde und Kühe und die originelle Holzbrücke über den Graben, der vom Eichensee in den Dorfsee floss. Eine stattliche Pappelreihe begleitete den See bis zur Schmiede, wo wir als Kinder stundenlang stehen konnten, um die Kunst des Hufbeschlags zu bewundern. Gleich neben der Schmiede – ich glaube, es war der dickste Stamm einer Pappel – hing freischwebend eine Pflugschar. Direkt darunter waren, an kleingliedriger Kette angeschmiedet, zwei Eisenklöppel, mit denen der Hofmeister oder auch der Viehhirte ›Zeiten anschluss‹. Mit der ›Klapper‹ wurde der Arbeitsbeginn für die Gutsarbeiter und ein wenig später in der Sommerzeit der Austrieb für die Kühe zur Weide angezeigt. Ein Signal aus der Kindheit, welches nicht wegzudenken ist, denn auch für uns war es jeweils eine Zeitorientierung.

Ach, und über noch etwas am Dorfsee muss ich unbedingt berichten, nämlich die Stege, die damals in das Wasser hineinführten. Von den Holzstegen aus wurde die Wäsche gespült, es wurden Fische geangelt, Kinder und auch Schafe gebadet. In der Nähe der Stege stellt man auch ausgetrocknete Holztonnen – beschwert mit Steinen – ins Wasser, damit sie wieder quollen und dicht wurden.

An der Stelle der Viehtränke unter dem Spritzenhaus haben wir immer unsere ›pommerschen Stoppelgänse‹ zum letzten Bad getrieben, bevor sie geschlachtet wurden. Das musste sein!

Wenn wir beim Spielen im See Blesshühner sahen, wurde ihnen ein plattdeutscher Spruch so lange zugerufen, bis sie untertauchten:

»Duck, duck unne
am Grund liegen tausend Junge.«

Von der kleinen Holzbrücke zum ›Ende‹ hin gesehen, reihten sich die Tagelöhnerhäuser male-
risch am Ufer unseres Dorfsees entlang bis zur dicken Pappel hin.

Mit einigen wenigen Szenen möchte ich die Erinnerung noch einmal wachrufen:

Das Spielen im weißen, weichen Sand an der Grabenmündung vor der Brücke. Das Angeln von der Brücke aus, wenn wir Jungs und

Mädchen aufgereiht auf der hölzernen Absicherung saßen und ein Wort das andere ergab. Das Zusehen, wenn die Gespannführer des Gutes in der Tränke ihre Pferde wuschen. Interessant auch der Fischkasten, der etwas weiter verschlossen im Dorfsee stand.

Ganz mutige Jungs sind dort auch hinüber geschwommen.

Und was brachte der Winter?

Sehnsuchtsvoll wurde immer wieder die Eisdicke geprüft. Endlich war es dann soweit. Die Zeit wurde gestoppt, die man brauchte, um den See einmal mit Schlittschuhen zu umrunden.

Schlitten und Peicken waren gängige Fortbewegungsmittel auf der dicken Eisdecke. Die Luftlöcher für die Fische, die Waaken, die von Gutsarbeitern ins Eis geschlagen wurden, waren immer wieder reizvolle Anlaufstellen.

Das nie zu viel werdende Eishockeyspiel bis in die Dunkelheit – so dass die Eltern sich Sorgen machten.

Und dann nachts bei großer Kälte die dumpfen, erschreckenden ›Buhrsen‹, die durch die Eisdecke zogen.

Immer wieder sind mir auch die einmalig langen Sommertage mit Schwalben und abendlicher Kühle am Dorfsee im Gedächtnis.

Ich denke daran, wenn Zells

Jungen abends auf der Mauerkante ihres Hauses, dessen heller Giebel weit über den Dorfsee leuchtete, saßen und mit dem ›Dudelkasten‹, im pommerschen Platt ›Treckenfiedel‹, spielten. Mir kommt dabei ein altes pommersches Lied immer wieder in den Sinn:

*Allens is vergäten,
wat mi Dags hätt quält,
wenn uns Noawer
owends sine Treckfiedel spält.*

*Buten still is worden
Dörp un Hof un Hus.
Hen un her im Schummern
schütt de Fledermus.*

*Uok de Sünn güng schloopen,
ut de Wisch steg Dog,
sachting treckt de Käulung
öwer Feld un Broak.*

*Un mi is so selig,
as wenn nix mi fehlt,
wenn uns Noawer owends
sine Treckfiedel spält.*

Aber nun zum Mühlensee (4) und zum Damensee.

Fuhr man mit dem Fahrrad auf der Schotterstraße in Richtung Drensch, befand sich gleich nach dem letzten größeren Bauernhof von Karl Völske links eine Abzweigung (alte Heerstraße) ein Feldweg in Richtung Stepener Mühle, und nach 200 Metern überfuhr man

einen Verbindungsbach zwischen den beiden größeren Seen. Der Mühlensee mit ca. 50 Hektar war der größte See im Stepener Gebiet. Am südlichen Ende der Wasseroberfläche stand die wassergetriebene Mühle. Der Besitzer bis zur Flucht war der Müllermeister Hermann Krüger. In der Schulchronik wird berichtet, dass am 21. Mai 1938 die Stallungen der Stepener Mühle bis auf die Grundmauern niederbrannten. Nur sehr dunkel kann ich mich daran erinnern. Ich weiß nur, dass die Erwachsenen alle sehr aufgeregt waren und noch tagelang davon gesprochen wurde. Die Ursache des Feuers konnte nicht festgestellt werden.

Die Wasserkraft wurde, soweit ich weiß, nicht oft genutzt. Da das Wassergefälle an der Staumauer nicht so hoch war, konnte folglich auch die Mahlkraft nicht so stark sein. Überwiegend wurde mit Elektromotoren gemahlen.

Vom **Damensee** (5) kann ich nicht viel berichten. Er war deutlich größer als der Mühlensee und wird deshalb auch als **Großer Damensee** ausgewiesen. Ich erinnere mich nur, dass am südlichen Ende der so genannte ›Johanneshof‹ lag; der Besitzer hieß Schacht. Mein Vater als Fleischbeschauer wurde dort immer gut bewirtet (Mittagessen und Kaffee).

Nach Sassenburg zu gab es im Höhenzug der ›Damschen Berge‹ einen kleinen See, den **Kleinen Damensee**.

Südwestlich von der Stepener Mühle, etwa einen Kilometer entfernt, lag der **Schwarzsee** (6), ein verhältnismäßig kleiner Moorsee von etwa drei bis vier Hektar. Er gehörte dem Bauern Wolfram. Wir Kinder konnten es uns gut vorstellen, weshalb dieser See Schwarzsee hieß. Eingebettet zwischen weichen Wiesenflächen wirkte er zum Teil, umstanden von dunklem Tannengehölz, düster und geheimnisvoll. Mit meinem Großvater und Vater bin ich mehrere Male zu dem in der Nähe liegenden Mooregebiet gewandert. Dieser Feuchtstreifen wurde im allgemeinen ›die Möss‹ genannt. Wir besaßen dort nämlich noch ein Stückchen Torf- und Moorland. Die ganze Möss war ein ohne System leer gestochenes Torfgebiet. Es war deshalb äusserst schwierig und auch nicht ohne Gefahr, über das Moor zu gehen. Uns Kindern wurde erzählt, dass während eines Manövers vor dem 1. Weltkrieg ein Soldat im Moor ertrunken sei, weil er versucht habe, durch dieses Moor hindurch zu reiten. Reiter und Pferd seien von der schwammigen, grünen Untiefe so schnell verschlungen

worden, dass man ein wenig später von ihnen nichts mehr gesehen habe. Mein Großvater kannte einen Trampelpfad durch die Möss, und wir sind klopfenden Herzens in einer langen Reihe hintereinander hindurch gegangen. Ich meine mich zu erinnern, dass wir manchmal bis über die Fußknöchel in dem unangenehmen, weichen Sumpf versanken. Für uns Kinder war das alles sehr aufregend und unheimlich zugleich.

Aber besuchen wir nun den schönsten See, den **Glinznaw** (7), einen See mit typischem wendischen Namen. Mit einiger Phantasie könnte man daraus die Worte Glitzern oder Blinken erahnen.

Zwischen zwei Hügelwellen muss sich ein gewaltiger Eisblock während der Eiszeit hier eingegraben haben. Der älteste Sohn des Bauern Engfer erzählte mir, dass dieser See genau fünf Hektar, also 20 Morgen groß sei. Näherte man sich, aus dem Dorf kommend, rechts am Schülergarten vorbei in Richtung Küterort einem Kiefernwald, glitzerte und blinkte etwa 50 bis 60 Fuß unterhalb des Weges zwischen den rotbraunen Stämmen und den vereinzelt Wacholderbüschen der zauberhafte Glinznaw. Als Kinder nannten wir ihn einfach nach dem Besitzer Engfers See. Ja, und was für ein

schöner See war das – zu jeder Jahreszeit!

Im Frühjahr fanden wir Kinder an den Uferhängen die ersten Gänseblümchen. Sie standen an einigen Stellen so dicht wie ein ausgerollter Teppich. Zu Ostern brachten wir manchen großen Strauß nach Hause. Im Sommer, wenn meine Brüder Günter und Kurt für den Bauern am See die Kühe hüteten, gab es kein schöneres Fleckchen Erde. Zu gerne liefen wir barfuß ins Wasser, um nach dem Spiel und Getobe unsere müden Füße zu kühlen. Das Baden war allerdings in diesem Wasser nicht ungefährlich, weil der Untergrund an einigen Stellen steil abfiel. Gerade bei der Engführung (Verengung) des fast nierenförmigen Sees ging es schon nach zwei, drei Schritten abwärts. Wir nannten diese Stelle immer ›Scharkante‹.

Während die Nordost-Seite des Sees bewaldet war, lag die Südwestseite im vollen Sonnenlicht und lud die Strahlen geradezu ein. Das Gewässer hatte keinen Zu- oder Abfluss. Vielleicht gab es deshalb dort noch alle Fischarten. Zumindest gab es deshalb noch einen Krebsreichtum, weil keine Aale in diesem See lebten. Man kann wahrlich ins Schwärmen kommen: ›Krebse aus Engfers See!‹

Es gab für uns nichts Leckereres. Gar oft haben wir uns an den alten Kahn herangeschlichen, um ihn blitzschnell zur Seite zu schieben, denn darunter saßen manchmal zwei, drei Stück. Man musste schon mutig zupacken, um sie aus dem Wasser herauszubringen. Scherenschnitte und Kniffe waren sehr schmerzhaft und heilten ausgesprochen schwer.

Die nahe Torfkuhle neben dem See hatte es uns angetan, denn hier tummelten sich ganz viele Wasserfrösche. Nicht umsonst stand in dieser feuchten Ecke der Storch auf der Lauer, gegen Abend das Froschkonzert gratis. Faszinierend waren die schnellen Flügel der Libellen. Aber auch die flinken Sandschwalben, die über den Berg zum Fließ zu in der Wand der Sandkuhle nisteten, konnten wir täglich beobachten. An einem besonders hohen, glatten Stamm hatte der Habicht sein Nest. Ja, und all die Pflanzen und Gräser, die wir sozusagen spielend kennenlernten, z. B. das Steinkraut. Wenn man es auf einem Stein zer-schlug, konnte man sich die Hände damit waschen. Es schäumte dann so stark, als ob man Seife zwischen den Fingern reibt.

Wir wurden, ohne dass wir es selbst merkten, richtige Naturbeobachter. Natürlich konnten wir

im Herbst in Engfers Fichten fleißig Pilze sammeln. Gleich vorne in den ›Kuscheln‹ wuchsen erstaunlich viele Grünlinge; sie wurden auch Sandreizker genannt. Oder auch die Butterpilze, auf pommersch Platt ›Kooohklabke‹ genannt. Aber ganz besonders wurden die Rehfüßchen wegen ihres aromatischen Geschmacks gerne gesammelt. Es gab selbstverständlich Blaubeeren und Preiselbeeren, und wir kannten die Stellen ganz genau, wo die größten Walderdbeeren zu finden waren. Ich merke, ich komme wieder ins Schwärmen.

Also weiter: Hinter dem westlichen Bergrücken des Glinznokam von der Stepener Mühle das so genannte Fließ und mündete in den **Dolgensee**. Wir wandern also zum nächsten See, der ganz in der Nähe liegt.

Etwa einen Kilometer weiter und wir stehen am Dolgensee (8). Über zehn Kilometer zog er sich als relativ schmaler See südöstlich vom Stepener Gebiet an dem Gutsdorf Dolgen vorbei bis hin nach Klein Küdde. An einigen Stellen war er so schmal, dass ein guter Steinwerfer hinüber werfen konnte. Zwei Erinnerungen sind mir als Erlebnisse sehr lebhaft im Gedächtnis. Genau nördlich vom See befanden sich Wiesen, die noch zum Stepener Gebiet gehör-

ten. In dieser Wiesenfläche lagen drei größere Quellen. Im Frühjahr waren sie aber so stark zugewachsen, dass wir Angst hatten, über diese Wiese zu laufen. Manchmal legten wir uns bäuchlings an den Rand dieser großen Quell-Löcher, um dann, wenn wir an den Füßen festgehalten wurden, das empor sprudelnde Quellwasser zu trinken. In diese dunkle Röhre hineinzugucken ohne festen Halt, war schon eine richtige Mutprobe.

Zum anderen kommen mir die Schulausflüge am Westufer in den Sinn. Mit der Schulkasse konnten wir unter den großen Buchen im Herbst reichlich Bucheckern finden, und im Frühling leuchteten überall Buschwindröschen und strahlten eine besondere Romantik aus. Ja, die Erinnerungen gehören zu den Kostbarkeiten des Lebens. Goethe sagt: *»Man denkt an das, was man verließ, was man gewohnt war, bleibt ein Paradies!«*

Walter Mertins, Kronshagen-
früher Stepen.
Juli 2011

Franz Rehbein

»Kartoffelkrieg« in Neustettin um 1880

Es war Herbst geworden. Der »Kartoffelkrieg« sollte beginnen. Alles rüstete sich, um die für Hinterpommerns Bevölkerung so ausserordentlich wertvolle Knollenfrucht einzuernten, die nicht nur für die ärmeren Klassen, nein für die ganze Landwirtschaft dieser Gegend eine eminente Bedeutung hat. Der Boden ist dort nur durchweg leicht und für schweres Korn nicht gut geeignet.

Desto besser aber gedeiht die Kartoffel. Schlag an Schlag, ja ganze Pläne sieht man mit Kartoffeln bebaut, und trotz seiner Einförmigkeit gewährt es seinen schönen Anblick, wenn sich im Hochsommer auf den ausgedehnten, sattgrünen Feldern Millionen weißer und bläulicher Blüten der Kartoffelstaude in den langen regelmäßigen Reihen hin und her wiegen. Da die Frucht in der Regel gut »trägt« so erklärt es sich zur Genüge, weshalb Pommern allgemein als das »Land der großen Kartoffeln« bezeichnet wird.

Das Auspflanzen der Knollen sowie das Instandhalten der Felder erfordert nur verhältnismäßig wenig Arbeitskräfte. In Gärten und keinen Schlägen wird gewöhnlich »mit dem Spaten« gepflanzt.

Auf den Feldern geschieht das Pflanzen durchweg »hinter dem

Pfluge«; es geht daher auch bedeutend schneller. Das Hacken und Häufeln wird später ebenfalls mit eigens dazu konstruierten Pflügen besorgt. Ist dann aber die Zeit der Kartoffelernte gekommen, so werden Arbeitskräfte in großer Zahl gebraucht.

In den vorhergehenden Jahren hatte ich beim »Aufnehmen« der Kartoffeln immer »unserem« Ackerbürger helfen müssen, d. h. bei demjenigen, bei dem mein Vater für unsere Familie die Kartoffeln ausgepflanzt bekam. Was ich dort für meine Arbeit erhielt, wusste ich nicht. Mutter meinte, damit wäre dann der Lohn für die zwei oder drei Dungfahren abgearbeitet, die der Ackerbürger im Frühjahr für uns geleistet hatte. Übrigens tat ich diese Arbeit ganz gern. Die Knie schmerzten zwar etwas, und die Hände wurden rissig, wenn man den ganzen Tag auf dem Acker umher kroch und die Knollen aus dem Boden scharfte. Doch es gab bei Ackerbürgers immer ein gut geschmieretes Bauernbrot, und dafür wäre ich damals durchs Feuer gegangen. Was war das für ein Unterschied gegen die dünnen und spärlichen Brotscheibchen, die ich zu Hause erhielt! Mindestens drei Finger dick waren hier die Schnitte, und



Schmalz war drauf, und ›Eigengebackenes‹ war's.

Hei, was ich da einhaute!

Warmes Mittagessen gab's freilich nicht; dazu war es zu weit von zu Hause. Wer hätte auch kochen sollen! Die Frau des Ackerbürgers nebst ihren erwachsenen Töchtern waren ja alle mit den ganzen Tag auf dem Felde. Auch sie hatten es gewiss nicht leicht. Des Morgens in aller Herrgottsfrühe mussten sie aus den Federn. Dann sollte die Hauswirtschaft besorgt werden. Die acht Kühe wollten gemolken sein. Die Schweine verlangten ihr Fressen und so weiter. War dann der Tag auf dem Felde zu Ende, so wiederholte sich des Abends zu Hause dieselbe Arbeit wie am Morgen. Das war eben der ›Kartoffelkrieg! Ich aber bekam des

Abends meine warmen ›Klieben‹ bei Muttern.

Die Arbeit auf dem Felde bot mir auch insofern eine angenehme Abwechslung, da ich während dieser Zeit der strammen Schulzucht enthoben war. Welcher junge sehnt sich nicht gerne eine Zeitlang aus der Schuldisziplin! Der Unterschied liegt nur darin, dass die Kinder besser situierter Leute die Zeit über schwänzen und spielen konnten, während ich arbeiten musste.

Originell war zudem mein Ackerbürger. Immer hatte der alte Hasenritter – dies war sein Name – einige Schnurren und Anekdoten auf Lager, die er während der Essenspausen oder auch während der Arbeit zum Besten gab. Der Mann war auf seine Art

ein Philosoph. Er hatte ›über alles und noch'n ganzen Haufen‹ nachgedacht, wie er sagte, und daraus die merkwürdigsten Lehren und Nutzenwendungen gezogen.

So z. B. ärgerte er sich jedesmal über die Eisenbahn, die erst vor ein paar Jahren dort gebaut worden war und an seinem Felde vorüberfuhr. Am meisten wurmte es ihn, dass er selbst mit dabei gewesen war, als der erste Spatenstich getan wurde. Was hatte der Bürgermeister den Ackerbürgern nicht alles zu erzählen gewusst über den Wert solcher Eisenbahnen. Der Verkehr sollte gehoben werden; die Stadt würde sich vergrößern, und – das Wichtigste für die Ackerbürger – ihr Grund und Boden sollte dadurch bedeutend an Wert gewinnen! Deshalb hatten sie sich bereden lassen. Als dann die erste Lokomotive anlangte, eine winzige ›Teckelmaschine‹, mit der die ersten Vorarbeiten zum Bahnbau begonnen werden sollten – da hatte der Bürgermeister zur Feier dieses großen Ereignisses eine Proklamation erlassen.

Honoratioren, Handwerker und auch die ›hochwerten Herren Ackerbürger‹ sollten erscheinen und das Dampfross an den Platz seiner Tätigkeit geleiten.

Alle, alle waren sie dem Rufe des Stadtoberhauptes gefolgt. Auch er hatte sich in seinen eigengewebten Schoßrock geworfen, den mein

Vater ihm einst nach ältester Mode zurechtgebaut hatte. »Ja Junge«, sagte er dabei in gutem pommerischen Platt zu mir, »Dein Vater, das war ein Schneider, der konnte noch nach der alten Mode arbeiten«. Ich glaubte es ohne weiteres. Und dann waren sie nach dem Stadttende gegangen. Dort stand die Lokomotive – auf einem Rollwagen! Vier Pferde waren davor gespannt. Staunend hatte man das kalte eiserne Ungetüm betrachtet. Und dann hatte der Bürgermeister eine Rede geredet, und der Herr Superintendent auch. Darauf waren sie mit dem Rollwagen durch die Stadt gezogen, die Stadtkapelle voran. Am anderen Ende hatte der Bürgermeister wieder geredet, und die Musikanten hatten unter dem Gesang des ganzen Festzuges gespielt: »Nun danket alle Gott«.

»Un wat hewwe wi nu davon?« entrüstete er sich weiter: Ein paar Probenreisende mehr in der Stadt; das sei alles. Ihn sollte Gott davor bewahren, nie würde er auf dem ›Tratschen Zug‹ fahren. Noch um keinen Pfennig sei sein Grund und Boden an Wert gestiegen. Nicht mal durch sein Land sei die Bahn gegangen, so dass er dadurch wenigstens einen Vorteil gehabt hätte, sondern ausgerechnet gerade dran vorbei.

Die Bahn könne nur Unglück bringen. Jetzt wusste er auch, woher der Coloradokäfer kam, dieser



Kartoffelfresser, vor dem damals so viel gewarnt wurde. Ganze Felder sollte er schon verwüstet haben. Allerdings, gesehen hatte ihn noch keiner, auch die Herren nicht, die so grausig davor warnen. Aber ›abgemalen‹ war er doch auf wer weiß wie vielen Plakaten; er und sein Weibchen und seine Eier. Dieses Vieh war ›nur von der Eisenbahn‹ hereingeschleppt worden! Wer weiß, was die alles mit sich führte an ausländischem Gut. Wie leicht konnte nicht solch ein Unglückskäfer in einem Güterwagen stecken, dort herausfallen und dann auf den Acker kriechen. Eine unabsehbare Hungersnot müsste die Folge sein.

Und dann die Kartoffelkrankheit! Wer hatte früher davon gewusst? Niemand. Jetzt aber lag die Ursache klar zutage. Er hatte

ja seine Beobachtungen gemacht. Einzig und allein der Rauch und Dampf von der Eisenbahn waren schuld daran. Das verfliegt über die Felder meilenweit, schlägt dann nieder – und die Kartoffelkrankheit ist da!

Schüchtern wagte ich zu bemerken, dass doch unser Lehrer die Eisenbahn als eine große Erfindung gerühmt habe. Ganz alleine laufe sie; viel schneller als Pferde, und könne auch viel mehr ziehen.

Abweisend winkte der alte Mann mit der Hand. »Jo jo«, sagte er dann. »de Minschen hewwe all vül erfunne, awer lat sei ok utkluwe wat sei wille: dat warde sei ni trecht kriege, dat dei Wagens ahne Peerd loopt.« Er starb, ohne ein Automobil gesehen zu haben.

*Pommersches Heimatbuch 1978
ingesandt von Jochem Horn*

Meine Kindheit in Lübgust und die Flucht

Prof. Dr. Dietrich Severin, Berlin

5. Fortsetzung, Schluss des Berichts

Die Flucht

Der Januar 1945 hatte viel Kälte und Schnee gebracht. Mit Pferden bespannte Schneepflüge mussten die Dorfstraße freihalten. Die Schneewälle links und rechts der Straße waren so hoch, dass ich nicht darüber hinwegsehen konnte. Dazu war es recht kalt. Gleich nach Neujahr erprobte ich, zusammen mit anderen Kindern, meine neuen Skier. Den ganzen Tag waren wir unterwegs, denn wir mussten auf einen weitab vom Dorf gelegenen Hügel. Er war dank seiner Höhe der einzige in unserer Gegend, der etwas Abfahrtsfreude versprach, aber dem war nicht so. Die für Erwachsene gedachten Ski waren für mich viel zu lang. Die Bindungen passten nicht zu meinen einfachen Schuhen. Sie gingen dauernd auf, und so war dieses Unternehmen recht enttäuschend. Schnell war ich wieder bei meinen Schlittschuhen. Auch diese lösten sich zwar häufig von den Schuhen, denn sie waren mit den Sohlen nur durch einen Klemmmechanismus verbunden. Gelegentlich löste sich

auch der Absatz mitsamt dem Schlittschuh vom Schuh. Trotzdem, und trotz der grimmigen Kälte, hatte ich meinen Spaß mit Ihnen.

Und dann kam der 31. Januar, als es hieß, wir würden für längere Zeit verreisen. Vielleicht dachten auch meine Eltern, dass wir irgendwann wieder zurück kommen könnten, denn von der im Februar 1944 auf der Konferenz von Yalta beschlossenen Aufteilung Deutschlands und von der dort beschlossenen Einverleibung Pommerns durch Polen konnten sie damals noch nicht wissen.

Leider habe ich später nie mit meinem Vater darüber gesprochen, welche Gedanken meine Eltern damals bewegten. Für ihn war wohl das Wichtigste, seine Familie in Sicherheit zu bringen. Dafür war es höchste Zeit, denn die russische Armee war sehr schnell über Ostpreußen nach Pommern vorgestoßen, hatte die Pommernstellung überrannt und stand bereits am 25. Januar vor Schneidemühl und Deutsch Krone, das heißt die Front war bei unserer



Abreise nur noch 70 Kilometer von Lübgust entfernt. Der Ernst der Lage ist mir erst als Erwachsener aus dem Buch *Pommern 1945* bewusst geworden. Es beschreibt zeitgenau den Einmarsch der Roten Armee in die einzelnen Orte Pommerns und das damit verbundene schwere Leid der Zivilbevölkerung, soweit sie nicht geflohen war. Es war am 31. Januar um die Mittagszeit. Die Familie sammelte sich in der Küche. Zum Abschied gab es heiße Pellkartoffeln mit Butter. Danach brachten uns, eingehüllt in dicke Pelzmäntel und

Fußsäcke, zwei Pferdeschlitten über das benachbarte Eschenriege und über Wurchow nach Buchwald. Dort nahm uns ein alter mit Holzgas betriebener Omnibus auf. Unser Vater blieb zurück. Wir, das waren neben mir und meinen beiden Geschwistern Gretel und Elke, meine kranke Mutter, meine Oma Damrath, die wir *Omi* nannten, im Gegensatz zur *kleinen Omi* in Baden-Baden, Tante Mietze, eine weitläufig verwandte pensionierte Lehrerin aus Stettin, die sich besonders um Elke kümmerte, und die uns alle betreuende

Wanda. Sie musste ihre Eltern, die zunächst nicht fliehen wollten, in Naseband, das ist ein Nachbarort von Lübgust, zurücklassen. Kurze Zeit später hatten sie es sich dann doch anders überlegt und sind im letzten Moment über Kolberg und von dort mit einem Schiff dem russischen Einmarsch entkommen. Endstation war für sie ein Dorf in der Nähe von Osnabrück. Wie so viele andere Flüchtlinge auch, wurden sie sehr lieblos aufgenommen.

Die Familie, bei der sie zwangsweise einquartiert wurden, brachte sie in einem Stall unter und erlaubte ihnen nicht, das Wohnhaus zu betreten. Später fanden sie bei einer anderen Bauernfamilie ein neues Zuhause und Arbeit. Der Bauer war in russischer Gefangenschaft und kam erst lange nach Kriegsende heim. So war seine Frau froh, jemanden zu haben, der den Hof und die Felder versorgen konnte.

Das Ziel unserer Busfahrt war Belgrad, eine ca. 50 km nordwestlich von Lübgust gelegene, große Stadt. Von dort aus sollten noch Züge in Richtung Berlin fahren. Die Hauptstraßen waren dem Militär vorbehalten. Deswegen musste der Bus auf oft tief verschneite Nebenstraßen ausweichen. Wenn er in einer Schneewehe stecken

blieb, mussten die Passagiere aussteigen, Schnee schippen und schieben. Spät abends kamen wir in Belgrad an. Der Wartesaal des Bahnhofs war bereits durch andere Flüchtlinge überfüllt. Sie waren sicher nicht erfreut, dass sie noch näher zusammenrücken sollten, um auch unserer Großfamilie auf dem Boden des Wartesaales Platz zu geben. Ob überhaupt und wann ein Zug nach Berlin abgehen würde, konnte niemand sagen. So saß dann eine große Menschenmenge eng zusammengedrängt und wartete, bis plötzlich kurz nach Mitternacht die Nachricht kam, draußen vor dem Bahnhof würde ein Zug für uns zur Abfahrt bereit stehen. Mit unserem Gepäck machten wir uns auf den Weg entlang der Gleise und bekamen wirklich noch ein Abteil für unsere Familie und für *Frau von Rohr*, die in Belgrad zu uns gestoßen war. Eine Scheibe des Abteils war zerstört. Draußen war es eisig kalt. Lange mussten wir warten, bis sich der Zug in Bewegung setzte. Er fuhr jeweils nur eine kurze Strecke und stand dann oft für viele Stunden auf einem Nebengleis, um die Militärzüge vorbeizulassen. Ich weiß nicht wie die Erwachsenen diese Fahrt überstanden haben. Ihre Sorge galt wohl uns Kindern. Ein riesengroßer aus Schafspelzen hergestellter



Kutschermantel war auf dem Boden des Abteils ausgebreitet. Er diente mir als Bett und wärmte den Erwachsenen gleichzeitig die Füße. Als der Zug auf dem Stargarder Bahnhof hielt, reichten uns Helferinnen, möglicherweise vom Roten Kreuz, wahrscheinlich aber von der Reichsfrauenschaft, warme Getränke und belegte Brote in den Zug. Sie sahen uns wohl genauso, wie wir die Flüchtlinge gesehen haben, die noch vor wenigen Tagen durch Lübgust zogen. Das will sagen, sie lebten immer noch in dem Glauben, selbst nicht das gleiche Schicksal ertragen zu müssen wie wir, denn trotz des schnellen Vordringens der Roten Armee hielten sich viele Menschen an die Versprechungen der Propa-

ganda, dass der Feind zurückgeschlagen würde. Aber die Deutsche Armee hatte drei Monate vor Kriegsende kaum noch Waffen, um dem Ansturm aus dem Osten begegnen zu können, und so stand die Front vierzehn Tage nach unserer Durchfahrt nur noch wenige Kilometer entfernt von Stargard. Die Szene am Bahnhof ist mir in tiefer Erinnerung geblieben. Aus Dankbarkeit unterstütze ich heute die Innere Mission, die sich hilfsbedürftiger Menschen in gleicher Lage annimmt.

Nicht viel anders als diesen lieben Helferinnen muss es der Gutsfamilie gegangen sein, die uns über eine Nacht Quartier gegeben hat. *Frau von Rohr*, wohl am Ende ihrer Kräfte, hatte erfahren, dass

am nächste Morgen noch ein weiterer Zug nach Berlin fahren würde und daraufhin veranlasst, die Fahrt zu unterbrechen, damit wir uns bei einer ihrer bekannten Adelsfamilie ausruhen und sattessen könnten. Wir wurden von einer Kutsche auf einem mir nicht mehr in Erinnerung liegenden Bahnhof abgeholt und in einem Pommer-schen Schloss köstlich bewirtet. In frisch bezogenen Betten konnten wir schlafen. Am nächsten Tag brachte uns die Kutsche wieder an den Bahnhof, und wirklich, es gab noch einen Zug und ein Abteil darin, das für uns reserviert war. Eingedenk der kritischen Lage, über die sich die Erwachsenen wohl nicht im Klaren waren, war diese Fahrtunterbrechung ein großer Leichtsinn, aber vielleicht war sie doch gottgewollt, wie sich später bei unserer Ankunft in Berlin zeigen sollte. Unser Zug fuhr über Stettin. Kurze Zeit nach Überqueren der Oder hörten wir mehrere Explosionen von denen es hieß, die Oderbrücken seien gesprengt worden, da die Russen bereits vor Stettin stehen würden. Aber soweit war es dann wohl doch noch nicht, zumal die Front vor der Oder über eine längere Zeit zum Stillstand kam.

Am 4. Februar kamen wir endlich in Berlin an. Der Zug endete

auf einem Bahnhof vor Berlin, vielleicht war es Bernau. Wir mussten in die S-Bahn umsteigen, um in die Innenstadt zu kommen. Der Zugverkehr dorthin war unterbrochen, denn einen Tag zuvor hatte Berlin einen seiner schwersten Luftangriffe erlebt, an dem auch der Vorsitzende des Volksgerichtshofs, Roland Freisler umgekommen ist, der kurz davor viele der Widerstandskämpfer gegen Hitler zum Tode verurteilt hatte. Hätten wir unsere Fahrt nicht unterbrochen, wären wir mit unserem Zug direkt in diesen Angriff gekommen, und wer weiß, was aus uns geworden wäre.

Der Bahnsteig war voller wartender Menschen, und deswegen war es schwierig, mit unserem vielen Gepäck in die S-Bahn zu kommen. Aus diesem Grunde mussten wir den schönen warmen Pelzmantel zurücklassen. Ich legte ihn schweren Herzens über den Bahnho-fszaun, auf dem er wohl nicht lange gelegen haben wird. Vielleicht war er anderen Flüchtlingen eine Hilfe. Nach Einfahren der Bahn schubsten und drängelten die Menschen. Wanda, die uns und dem Gepäck in den Zug geholfen hatte, war die letzte von uns auf dem Bahnsteig. Sie war noch nicht ganz in dem überfüllten Waggon, als sich die Türen schlossen und so wurde sie

zwischen den Türflügeln eingeklemmt. Das dadurch ausgelöste Trauma hat sie bis zum Ende ihres Lebens begleitet.

Über Ostkreuz, Alexanderplatz, Friedrichstraße kamen wir zum Bahnhof Zoologischer Garten. An vielen Stellen der Stadt brannte es. Meine Großmutter zeigte mir aus dem Fenster der S-Bahn das brennende Stadtschloss. Sie wohnte seit langem in Berlin. Wegen der gehäuften Bombenangriffe war sie zu uns nach Lübgust gekommen. Sehr genau kann ich mich an die lange, breite Treppe erinnern, über die wir uns innerhalb einer riesigen Menschenschlange vom Bahnsteig des Bahnhofs Zoologischer Garten nach unten in die Vorhalle bewegten. Sie war die gleiche Treppe, auf der mich ein Freund im Herbst 1955 in Empfang nahm, als ich in nächtlicher Fahrt mit dem überfüllten Interzonenzug aus dem vergleichsweise friedlichen Bayern zum Studium in die politisch prickelnde Stadt Berlin kam.

Von Helfern, die unser Gepäck trugen, wurden wir aus dem Bahnhof in ein nahe gelegenes, riesiges Haus geleitet. Die Böden der vielen großen Räume waren mit Strohsäcken ausgelegt. Kaum waren wir eingeschlafen, weckten uns die Sirenen. Fliegeralarm. Wir mussten

unsere warme Heimstatt verlassen, um in dem großen bombensicheren Bunker Schutz zu suchen. Der Hochbunker lag im Tiergarten direkt neben dem Zoologischen Garten. Unsere Unterkunft muss auf dem Kurfürstendamm gegenüber der Kaiser Wilhelm Gedächtniskirche gelegen haben, denn der Weg in den Bunker war nur kurz.

Als wir am Bunker ankamen, stand bereits eine lange Schlange vor der einzigen Eingangstür und bewegte sich nur langsam die Treppen hinauf in die oberen Etagen. Gerade, als auch wir die Bunkertür erreicht hatten, wurde der Alarm aufgehoben, sehr zu meinem Leidwesen, denn ich wäre so gerne in den Bunker gestiegen. Wir durften zurück in unser Quartier. Inzwischen war es tiefe Nacht. Wenige Wochen später hat die auf der Dachplattform des Bunkers postierte Artillerie beim Endkampf um Berlin zahlreiche Panzer der Roten Armee ausgeschaltet, bevor diese die Stadt einnehmen konnte. Reste des Bunkers standen noch, als ich 1955 zum Studium nach Berlin zurück kam.

Am frühen Morgen des nächsten Tages, es war der 5. Februar, ging unsere Reise weiter aber nun bequemer als bisher. Mit der S-Bahn fuhren wir vom Bahnhof Zoologischer Garten zum Lehrter

Bahnhof, von dem damals die Züge nach Norddeutschland abfuhren. Heute steht an seiner Stelle der Hauptbahnhof.

Über eine Treppe hinunter ging es zur Fernbahn. Dort stand, wie im Frieden, ein vollkommen leerer, geheizter Zug bereit. Einige Soldaten stiegen später zu. Von Fliegerangriffen ungestört, kamen wir fahrplanmäßig in Stendal an. Von dieser Fahrt sind mir die großen Fesselballons in Erinnerung, die über die nahe Tangermünde gelegene Elbbrücke schwebten, um die feindlichen Flugzeuge von einem Tiefflug-Angriff auf die Brücke abzuhalten. Von Stendal aus brachte uns ein anderer Zug schnell nach Salzwedel. In dieser Stadt hatten meine Großmutter und meine Mutter lange Zeit gelebt. Ihr Vater, Rudolf Damrath, war Ende des Ersten Weltkriegs gefallen. Meine Mutter war, zusammen mit meiner späteren zweiten Mutter, in Salzwedel in die Schule gegangen. Einige ihrer ehemaligen Freundinnen und ihr Lehrer Grützner nahmen uns auf. Die Familie verteilte sich auf drei Quartiere. Aus Salzwedel sind mir die große Kirche und das frühere Wohnhaus meiner Mutter direkt neben dem Bahnübergang in Erinnerung, ferner die Stadtausflüge mit Onkel Ulli Weidel, der als La-

zaretarzt gerade Urlaub hatte.

In Salzwedel angekommen, muss ich wohl meinem Vater einen Brief geschrieben haben. Dass ihn dieser in Lübgust noch erreicht hat, aber auch uns seine am 20. Februar geschriebene Karte als Antwort darauf, ist erstaunlich.

Am 3. März sollte unsere Odyssee zu ende gehen. Geplant war, auf dem schnellsten Wege von Salzwedel über Magdeburg und Halle nach Pehritzsch zu fahren. Dort, in der Nähe von Leipzig, bewirtschaftete Onkel Hans Dauter, der Bruder meiner Großmutter Damrath, ein gutgehendes Klostergut.

Aber es kam anders. Auf dem Bahnhof in Salzwedel erreichte uns die Nachricht, dass Magdeburg kurz zuvor von einem großen Luftangriff heimgesucht und der Bahnhof zerstört worden sei. Deshalb wurde der Zug nach Halle weiträumig über Wolfsburg und Braunschweig umgeleitet. Wegen der vielen Zwangspausen ging es nur langsam vorwärts, doch das störte mich nicht, denn ich hatte einen bequemen Schlafplatz oben in die Gepäckablage des Zugabteils. Nordhausen und Sangerhausen, zwei relativ kleine Städte, durch die wir fuhren, waren kurz vorher bombardiert worden. Hier und da brannten noch zerstörte

Häuser. Das Bild der gespensterhaften Ruinenlandschaft dieser beiden Städte, das sich dem nächtlichen Blick durch das Fenster auftrat, ist mir fest im Gedächtnis eingeebrannt. Erst am frühen Abend erreichten wir Halle. Von dort ging es mit einem anderen Zug relativ schnell weiter nach Eilenburg und nach abermaligem Umsteigen nach Jesewitz bei Leipzig. Noch heute gibt es den Warteraum im Jesewitzer Bahnhof, in dem wir mit unseren Habseligkeiten warteten, bis uns Onkel Hans mit zwei Kutschen abholte. Spät abends waren wir in Pehritzsch. Zur Begrüßung gab es, wie beim Abschied von Lübgust, Pellkartoffeln. Der große runde Tisch in der Diele des Gutshauses war zukünftig der Essplatz für unsere Familie.

Schon den nächsten Morgen verabschiedete sich unsere Mutter von uns. Wie sehr krank sie war, wussten wir Kinder nicht. Wanda begleitete sie in ein Sanatorium nach Bennickenstein im Harz. Dort ist sie am 26. September 1946 gestorben, ohne dass wir sie vorher noch einmal sehen und uns verabschieden konnten.

Am 28. Februar, vier Wochen nach unserer Abreise, als das Dorf bereits beschossen wurde, brach der Lübguster Treck unter Leitung meines Vaters auf, um vor der

herannahenden Roten Armee zu fliehen. Der gleiche Ortsgruppenleiter, der früher so unangenehm aufgetreten war, hatte zu entscheiden, zu welchem Zeitpunkt die Trecks der einzelnen Dörfer auf die Straße durften. Für einen Treckführer konnte es tödlich sein, ohne einen Erlaubnisschein abzufahren. Als die Russen bereits Neustettin eingenommen hatten, und mein Vater immer noch keinen Erlaubnisschein in den Händen hatte, machte er sich auf den langen Weg zum Ortsgruppenleiter. In dessen Wohnort angekommen, erfuhr er, dass dieser Mann mit seiner Familie schon vor Tagen in einem Auto das Weite gesucht hatte, ohne sich um das Schicksal der ihm anvertrauten Menschen zu kümmern.

Über Groß Tychow, Neu Bukow, Körlin wollte er mit dem Treck nach Treptow an der Rega. Russische Panzer holten den Treck ein, beschossen und trennten ihn. Nur die vorderen Wagen erreichten die Stadt. Mit den hinteren sechs Wagen konnte er umkehren. Sie fuhren zurück bis Körlin und von dort in Richtung Kolberg, in Unkenntnis über die militärische Lage teilweise durch schon von der Roten Armee besetztes Gebiet. Am 6. März erreichten sie Kolberg. Die Stadt war durch die vielen Flüchtlinge überfüllt. Mein Vater musste

sich hier in den Volkssturm einreihen, der mit einigen zurückgebliebenen Soldaten mehr als zwei Wochen Kolberg verteidigte, solange, bis die Marine die gesamte eingeschlossene Bevölkerung über See evakuiert hatte. Mit einem der letzten Unterseeboot-Transporte entkam er aus der eingeschlossenen Stadt über Wollin nach Usedom. Von hier aus konnte er noch vor Kriegsende seiner Familie Nachricht von seinem Überleben geben. Wenig später kam er in englische Gefangenschaft. Die Engländer schickten ihn an die Holländische Grenze, wo er einer Bauernfamilie als Landarbeiter zugeteilt wurde.

Die noch unbeschädigten, vorderen Wagen des Lübguster Trecks kamen bis Treptow an der Rega. Hier holte die *Rote Armee* sie ein und schickte sie zurück nach Lübgust. Mehrere Menschen des Trecks waren bereits, teils durch Beschuss, teils durch die Strapazen, gestorben. Die noch lebenden Rückkehrer mussten nun für die Russen, bald danach für die Polen, arbeiten. Ein Jahr später wurden die deutschen Dorfbewohner unter unwürdigen Zuständen von den Polen über die Oder abgeschoben. Anlässlich eines Pommerntreffens konnte ich einige von Ihnen wiedersehen und von

ihrem Leid erfahren. Besonders die Frauen mussten während des Einmarsches der *Roten Armee* Schweres durchmachen.

Mein Vater hat die dramatischen Tage seiner Flucht und des Lübguster Trecks tagebuchartig auf losen Zetteln festgehalten. Woher er dazu die Kraft fand, ist mir unverständlich. Eine Übertragung findet sich im **Anhang** zu diesem Kapitel.

Wie gut hatten wir es dagegen getroffen? Wir waren schon vor Kriegsende in Pehritzsch in Sicherheit. Pehritzsch lag in der Provinz Sachsen, heute zu Sachsen gehörig, damals nur drei Kilometer von der sächsischen Grenze entfernt. Kinder können sich schnell umstellen, sich rasch an einen anderen Dialekt, an eine andere Kultur und an eine neue Umgebung anpassen. Sie können Entbehnungen auf sich neben, wenn es sein muss. So ging es auch uns. Bald hatten wir uns äußerlich eingelebt. Doch die Familie war zerrissen. Über unsere inneren Probleme konnten wir mit niemandem sprechen. Aber das war zu unserer Kindheit und auch in unserer Jugend ohnehin nicht üblich. Kinder hatten zu funktionieren. Und vielleicht haben auch wir noch so als Erwachsene gedacht, als wir selbst Kinder hatten.

Anhang

Tagebuchaufzeichnungen meines Vaters während der Flucht mit dem Treck von Lübgust nach Kolberg.

31. I. 45 Hilde, die Kinder, Frau von Rohr, Omi und Tante Annetarie Kruhl fahren von Buchwald –14° aus ab. (Hilde krank).

28. II. Treck Lübgust und Friedrichslust fahren abends ab. Marienhöh kommt wegen Beschusses nicht durch. Storkow will nicht trecken. In mondheiler Nacht ab Gramenz zu Fuß mit Pastor Rutzen bis B. (unleserlich). Unser Wagen mit Raddes und Frau Pastor fort in Richtung Polzin statt Groß-Tychow. Andere Wagen warten wie ausgemacht. Himmler Justiz! auf Weg nach Groß-Tychow.

1. III. bis Panzersperre 2 km vor Neu Bukow. Aufenthalt den Tag und die Nacht – Krause krank – Polziner Wagen mit Frau Pastor und Raddes trifft ein. Auch Treck aus Zuch ist da.

2. III. Abends Schneegestöber, reißt Treck auseinander. Vor Gutshof Schlenin Frau von Gaudeckers Wagen gesehen. Gutsbeamter von Schlenin verweigert Übernachtung. Frau von H. beim Packen hilft. Übernachtung. Morgens besucht uns Frau von H. im Pferdestall, behält kranke 16. jährige Krause v. M.

3. III. Treck aus Nachbardörfern und Höfen zusammengesucht. 13 Uhr Abfahrt Richtung Belgrad – Körlin – Gr. Jerstin. Pastors fehlen. Sollen mit Milchwagen nach Belgrad zum Bahnhof sein. Ich fahre mit Monsler und Oberschweizer Krug zurück. Lübgust soll noch frei sein. Kleine Lämmer, Kühe, Marienhöher Treck – Übernachtung Gut Neu Bukow in Tagelöhnerwohnung. Huhn geschlachtet, alles weg. Nur einige alte Leute vom Gut als Volkssturm zurückgelassen.

4. III. Kurz hinter Neu Bukow von SS festgehalten – eingesperrt. Sehen Marienhöher Treck – rehabilitiert – weiter Richtung Belgard – Übernachtung wieder in Schlenin.

5. III. Bis Belgrad. Treffen Gramenzer Treck mit Vieh. Treffen Röpke und Balfanz. Übernachtung Ausgang Belgrad – Körlin.

6. III. 6 Uhr über Körlin Richtung Gr. Jestin. Bis Körlin Straße von Trecks verstopft. Ich gehe zu Fuß. (ein fremder Wagen über Böschung). Körlin, franz. SS und Volkssturm bauen Verteidigung aus. Weg nach Gr. Jestin frei. Im

Dorf davor treffen Balfanz. Hat Krause (Schwiegervater) beerdigt. Vor Gr. Jestin Panzer Mündungsfeuer, Abschuss – Einschlag – Deutsche, Russische? Weiter – stoßen auf kilometerlange Treckschlange, sehen Gr. Jestin. Dort wartet der Lübguster Treck. Vor uns alles verstopft – Geschrei – Wir warten. Keiner weiß etwas. Lasse umkehren. Leiterwagen zum Teil mit Ochsen bespannt. Es glückt. Gut, dass wir die Letzten waren. Keiner folgt uns. Gehe weiter zu Fuß. Ziel – Kolberg. Waldweg mit Wegweiser nach Kolberg lasse ich links liegen. Fürchte mit den Ochsen und langen Wagen vorzeitige Ermüdung. Müssen also wieder über Körlin. Dort 13 Uhr alles verstopft. Straße nach Belgrad ein einziger Treck. Iwan beschießt Straße Richtung Kolberg. Sehe französische Infanterie über Wiesen auf Körlin zugehen. Müssen also durch. Einschläge liegen etwas links der Straße – weiter. Kommen außer Beschuss – sind wieder allein. Französische SS.

Grauer kalter Tag – ich laufe seit Belgrad noch immer – endlos – kommen 4 Uhr auf größeres Gut – Fritzow. Dort Rast im Schulhaus. Auf Gutshof SS Abteilung. Hält uns fest. Straße nach Kolberg gesperrt. Trecks dort von russischen Panzern überrollt.

Treffe am Abend letzten der Leute von Fritzow, alter Mann, der dort sterben will. Er erzählt von alten Zeiten, auch vom alten Weg nach Kolberg, 12 km Umweg. Also dort! Bei Dunkelheit lasse ich heimlich einen nach dem anderen anspannen, hinunter ins Dorf fahren und am Dorfausgang warten – Leute gehen nacheinander zu Fuß. SS wartet auf der anderen Seite auf die Rückkehr des Spähtrupps. Es klappt alles. Ich laufe wieder (Sieben Wagen: Friedrichslust: Balfanz ... Marienhöh: Frau Schulz, Kühnemann, Österreicher und Röpke aus Lübgust) endlose Straße – verlassene Dörfer. Einzelne Gestalten huschen durch die Höfe – Polen – Graudunkler Himmel – kalt. Vier Wagen und ein Schimmelreiter kommen in scharfer Gangart von rechts aus einem Feldweg. Ich lasse halten, sie sollen vor. Wollen auch nach Kolberg. Auf dem Schimmel sitzt ein junges Mädchel. Wohl Gutssekretärin. Wir geben uns die Hand. Ich rate ihr, langsam fahren zu lassen. Weiter – endlos – am Weg tote Pferde, verlassene Wagen. Wohl durch Flieger. Balfanz reicht mir sein Fahrrad. Ich simuliere: ist das alles wahr oder Traum – Beiße auf die Zunge. Der Schmerz muss wahr sein – nein auch ihn kann ich träumen – Das Fahrrad »gehört nicht dazu« – ich

stelle es an einen Chausseebaum – lasse es stehen – laufe, laufe ... Plötzlich Halt – Weggabelung – Wegweiser zerbrochen – Tafeln fort. Schicke einen der Leute auf die nahe Wiese »weiter rechts!« Er bringt die Tafeln – die Leute stauen – Mir war das klar. Wir passen die Stücke zusammen – Also links – weiter, weiter, weiter. Tote Pferde, umgekippte Wagen ... Endloser Weg – es wird nicht ganz dunkel. Ich träume, wir sind auf dem Weg zu einem Fest bei Herrn von Rohr, Herr Graf, Herr Kühne – sie sitzen bei blendender Beleuchtung an herrlich gedeckter Tafel – Kristalleuchter. Nur aufpassen, dass wir den Weg zu ihnen nicht verfehlen. Sie erwarten uns. Aber nirgends ein erleuchtetes Schloss – weiter – weiter. Hügeliges Gelände. Da – links an der Straße die Silhouette eines hohen Gebäudes – Schloss – Kirche – ich weiß es noch nicht, als ich die Wagen auf den Hof fahren lasse. Eine Ruine. Wir füttern und tränken die Tiere. 4 Uhr, es muss ja bald dämmern. Von der Straße aus fühle ich mehr als ich sehe die Ebene vor uns. Es geht auch abwärts. Da muss Kolberg liegen. Und hier und da und jetzt sehe ich überall kreuz und quer Panzerspuren, Deutsche, Russen? Ich werde hellwach, denke an die gesperrte Straße Fritzw – Kolberg. –

Dränge zum Aufbruch. – Überall Panzerspuren. Aber es ist still. Da zur Rechten weit vor uns ist's wie schwacher Lichtschein. Ich lasse den Punkt nicht mehr aus den Augen. Ganz langsam kommen wir näher. Es dämmt bereits. Wir erkennen flach gestreckte Bauten, hören jetzt auch etwas. Deutsche, Russen? Überall Panzerspuren. Es wird heller. Vor uns liegt Kolberg. Nur schnell weiter. Geräusche, sind's von Motoren? Jetzt hören wir (unleserlich) neben uns. Bald haben wir's geschafft. Es ist jetzt ganz hell. Wir sind ganz allein auf weiter Flur. Erst jetzt kommt einem das voll zum Bewusstsein. Wir hören Glockenläuten. Sonntag. Nun stehen wir vor der Stadt – vor der Panzersperre! Eine Wache, sie weiß nicht zu helfen. Ich lasse aussteigen. Hier soll uns der Iwan nicht mehr erwischen. Bald sammelt sich ein Menschenhaufen. Sie können's nicht fassen, dass wir noch durchkamen – vorbei am Flugplatz, der in russischer Hand ist. Wie der Reiter vom Bodensee kam man sich vor. Bald war ein Durchgang geschaffen. Ein kurzes Stück noch außerhalb der Stadt und wir bogen rechts ab und zogen durch Kolbergs Straßen am Sonntag den 6. März 1945.



HEIMATKREISAUSSCHUSS NEUSTETTIN

Uwe Thiel, Hirtenweg 1, 17159 Dargun
Telefon: 039959-20787
E-Mail: thiel-dargun@t-online.de

Weitere HKA-Mitglieder:

Dorothee Himmele-Doll, Janowo 8,
PI 78-404 Szczecinek
Martin Müller, Schäferstr. 42, 99867 Gotha
Herbert Meske, Schleienweg 9,
33813 Oerlinghausen
Karsten Ristow, Hollmannstr. 10, 24148 Kiel

I M P R E S S U M

HERAUSGEBER:
Heimatkreisausschuss Neustettin

REDAKTION:
Uwe Thiel, Anschrift siehe oben
Webseite: www.neustettin.de

Zur Überweisung Ihrer Spende, um die wir recht herzlich bitten, benutzen Sie bitte den beiliegenden Überweisungsträger. Er liegt im Umschlag neben dem Heft, nicht im Heft.

HKA Neustettin,
Postbank
IBAN: DE91 1001 0010 0649 7571 00
Kto. Nr 649 757 100, BLZ 100 100 10

Bildnachweise: Umschlag: Siegfried Raddatz S. 1, übrige Umschlagbilder sind Aquarelle von Waldemar, Archiv HKA: Seiten 10–14, 39, 63, 103; Müller S. 16, Ristow S. 17, Meske S. 18, Himmele S. 19, Garbers S. 30, Wendland S. 34, 35, Schötzow S. 76–85, Horn S. 113, Dr. Severin S. 116–119

INHALT HEFT 2 / 2015

- 1 Nachruf Dr. Siegfried Raddatz
- 4 Liebe Landsleute
- 6 Kondolenzschreiben Eutin
- 7 Kondolenzschreiben Neustettin
- 8 Weihnachtsgrüße Ostholstein
- 9 Weihnachtsgrüße Stadt Eutin
- 10 Heimat- u. Patenschaftstreffen in Eutin 2015
- 16 Vier neue Mitglieder im Heimatkreisausschuss
- 22 Abschied und Erinnerung
- 31 Kaschubische Wilderer-Weihnacht
- 34 Vortragsreihe im Neustettiner Museum
- 36 Reise nach Neustettin
- 43 Termine
- 44 Wir gratulieren
- 49 Todesanzeigen
- 53 Unsere Reise nach Pommern
- 63 Zwei Busreisen nach Neustettin
- 64 Von Nachbarn und anderen lieben Leuten
Schluss des Berichts
- 76 Erinnerungen, 70 Jahre nach Kriegsende
- 86 Neustettins Seeufer im 19. bis 21. Jahrhundert
- 97 Sportgeschichte in den Dörfern im Kreis Neustettin
- 104 Stepen – Unsere acht Seen
- 112 »Kartoffelkrieg« in Neustettin um 1880
- 116 Meine Kindheit in Lübgust und die Flucht
Schluss des Berichts



Die Sonne lacht,
das Wasser lockt,
Sommer am
Remelowsee.



Letzter
goldener
Schmuck der
Lärchen im
Herbst am
Remelowsee.

1926